Dem

Hochgebornen Grafen,

Kammerherrn, Grafen Otto Rudolph

Vitzthum von Eckstädt

auf Lichtenwalde, Auerswalde und Schönwölkau,

seinem hochverehrten Gönner und Kirchenpatrone,

---

widmet die folgenden Blätter

in innigster Dankbarkeit und Hochachtung

der Verfasser.

Inhalt:

I.

Der Husar,

oder

So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst.

Nur wenige Wochen waren verflossen, seitdem ich mein Pfarramt angetreten hatte und die Glieder meiner Gemeinde waren mir meistens ihrer Person, ihrem Character und ihren Verhältnissen nach noch unbekannt. Es gehört eine geraume Zeit und eine besondere Kunst dazu, ehe der Seelenhirte seine ganze Heerde genau kennen lernt, denn meist die bessern Gemeindeglieder halten sich in bescheidener Entfernung von ihm und warten die Annäherung des Pfarrers ab, der ja auch ihnen noch eine fremde Person ist; dagegen fehlt es auch nicht an Solchen, welche sich alsbald an den neuen Pfarrer drängen; sie wollen sich ihm empfehlen, ehe noch ein ungünstiges Urtheil über sie demselben etwa zu Ohren kommen möchte. Darum muß ein jeder neu angestellte und namentlich jüngere Geistliche gegen Solche vorsichtig sein, will er sich nicht bittern Täuschungen aussetzen und betrübende Erfahrungen oft zu seiner großen Beschämung machen.

So saß ich denn eines Abends in der Dämmerung auf meiner Studirstube und schaute von meinem Stuhle

aus durch's Fenster auf die im Thale liegenden Güter und Häuser meines Dorfes, deren Bewohner mir noch so unbekannt waren, und doch sollte ich für ihre Seele sorgen, sie Alle in den Himmel bringen, ja einst für sie am großen Tage Rechenschaft ablegen. Es durchzogen wunderbare Gedanken meine Seele, meinem Herzen wurde fast bange dabei und die große Verantwortlichkeit des Bischofamtes trat in ihrer ganzen Schwere vor mein geistiges Auge. Darüber hätte ich beinahe ein Klopfen an meiner Thüre überhört, doch da es sich wiederholte erwachte ich aus meinen Gedanken, beendigte die ihnen gegebene Audienz und auf meine Einladung zum Eintritt schritt ein Mann von reiferem Alter über meine Schwelle. Nach erhaltenem Gruße und gegebenem Willkommen! gab er sich mir als den Besitzer des Schenkhauses meines Kirchdorfes zu erkennen und entschuldigte seinen Besuch mit dem Wunsche, mich persönlich kennen zu lernen.

Des Dorfes Gastwirth ist eine Person von Bedeutung und von nicht geringem Einflusse auf den sittlichen Zustand der Gemeinde; es kann ein solcher des Geistlichen Wirksamkeit mächtig unterstützen, wenn es ein Mann von christlicher Gesinnung und lebendigem Glauben ist, er kann aber auch unsäglichen Schaden stiften und einem treuen Pfarrherrn zum Pfahle im Fleische werden, wenn er zu den Vögeln gehört, welche den Samen des göttlichen Wortes wegfressen und Gewinnsucht und irdischer Sinn der Götze ist, den er anbetet. Darum war mir der Besuch doppelt willkommen und mit Freuden ergriff ich diese Gelegenheit, durch Rede und Gegenrede zu erforschen, ob ich an ihm für mein Wirken zum Seelenheile der Gemeinde einen Gehilfen oder einen Widersacher haben würde. Ich lenkte deshalb das Gespräch auf seine häuslichen und Familienangelegenheiten, fragte

nach Weib und Kindern, nach Geburtsort und Wohlstand. Das sind Saiten, welche voll ertönen, wenn man sie beim Landmann anschlägt, denn sie sind die kleine Welt, in der er sich bewegt und der Mittelpunkt seines Herzens und Lebens. So ergossen sich denn auch alsobald des Mannes Erzählungen in vollen Strömen und er begann mir seine Lebensgeschichte mitzutheilen, wobei jedoch unverkennbar die Absicht hindurch leuchtete, eine günstige Meinung von ihm bei mir zu erzeugen.

„Ich bin nicht im Orte jung geworden, Herr Pastor, sondern drüben in Lichtenhayn geboren. Meine Aeltern hatten dort ein Häuschen und wir waren unsrer sieben Kinder. Drum mußte ich, so wie ich das erste Mal zum Gottestische gewesen war, mich bei den Bauern vermiethen, wurde aber, als ich kaum achtzehn Jahre alt war, zu den Soldaten ausgehoben und habe vierzehn Jahre als Husar gedient, habe sechs Campagnen mitgemacht und in acht Schlachten die Kugeln um mich pfeifen hören, bin aber immer, Gott sei Dank! glücklich durchgekommen. Nur das Nervenfieber, wir nannten es damals das russische Fieber, hat mir zu schaffen gemacht, zwanzig Wochen habe ich in Torgau im Lazarethe gelegen und wohl vier Wochen nichts von mir gewußt; aber ich wurde doch wieder gesund und bin dann auch noch bei Leipzig dabei gewesen und mit nach Frankreich marschirt, wäre auch beinahe nach Paris hineingekommen, doch eine Meile davor mußten wir Halt machen und weil wir hernach wieder rückwärts nach dem Rheine zu rückten, habe ich nichts von der großen Stadt als ein paar Thurmspitzen, wenn helles Wetter war, gesehen.

Nun war mir früher eine eigene Geschichte passirt. Im Jahre 1810 lagen wir in Thüringen im Winterquartiere; da lernte ich in einem Dorfe bei Querfurt, wo ich mit meiner Schwadron lag, ein Mädchen kennen,

in das ich mich zum Sterben verliebte; 's war aber auch ein prächtig Mädchen und gut, Herr Pastor, aber so arm wie ich und sie hatte Niemanden als ihre alte Mutter, für die sie wie eine rechte Tochter sorgte, denn sie nähte und schneiderte für die Leute im Dorfe und war geschickt, wie sonst keine. Wie manche schöne Stunde habe ich Abends in ihrer kleinen Stube zugebracht! Die Mutter spann, meine Christel nähte und ich erzählte von daheim und was ich erlebt hatte und wie ich ihr so gut sei und sie vom Platze weg heirathen würde, wenn ich nicht die Husarenjacke an hätte, und weil ich ein ordentlicher Kerl war und nicht fluchte und tobte wie viele von meinen Kameraden thaten, bekam ich bald bei der alten Mutter einen Stein im Brete, sie hatte nichts dagegen, daß ich ihre Tochter besuchte, denn es ging Alles ehrbar zu. Freilich, Herr Pastor, im Anfange ja, da ging's ehrbar zu, aber die Christel wurde mir auch immer güter und wie's nun so zu gehen pflegt bei jungen Leuten: wir dachten zuletzt, wir wären schon Mann und Frau und was da passirte, das können Sie sich denken."

Das war eine große Sünde von Ihnen, lieber Keller, unterbrach ich den in der Erinnerung genossener Freudenstunden Schwärmenden, das war eine Sünde an dem Mädchen, das Sie liebten und doch zu Falle brachten, eine Sünde an der alten Mutter, bei der Sie sich durch äußere Ehrbarkeit eingeschmeichelt hatten und ihr Vertrauen doch so schmählich durch Verführung der Tochter lohnten, eine Sünde an Ihnen selbst; in wie fern? wird Ihnen wohl an manchen stillen Abenden und dunklen Nächten, auf einsamer Schildwacht und namentlich vor entscheidenden Schlachten eine innere Stimme, die Stimme Ihres Gewissens, gesagt haben.' — Eine Bußpredigt zu erhalten lag aber nicht in des Besuchers Absicht, mir vielmehr

eine gute Meinung von sich beizubringen, war er ja gekommen, darum wollte er sich selbst rechtfertigen und rief: „Sünde! Herr Pastor, das ist doch zu strenge! denken Sie: ein Husar! ein Husar! und ein junger Kerl mit frischem Blute! und hören Sie nur weiter, ich habe noch Alles wieder gut gemacht. Als nicht zu lange darnach, 's war drüber Frühjahr geworden, die Ordre zum Abmarschiren kam, da gab's freilich bei meiner Christel viel Thränen und Lamentiren und mir selbst wurde nicht wohl zu Muthe, denn Scheiden thut weh. Am letzten Abende, als ich Abschied zu nehmen kam, fiel sie mir einmal um das Andere um den Hals und die Alte traktirte mich mit Vorwürfen, sie mochte den Unrath zu spät gemerkt haben. Freilich, es fällt mir heute noch das Herz vor die Füße, wenn ich an den Abend denke, denn ich war dem Mädchen gar zu gut und ich habe sie nie wieder gesehen."

Dabei rollte eine Thräne über die Wangen des Mannes und die Aufwallung des sich so eben im natürlichen Trotze bewiesenen Menschenherzens ging in der Wehmuth geweckter schmerzlicher Erinnerungen unter. Ich dachte an das Schriftwort vom trotzigen und verzagten Menschenherzen und die Thräne des Mannes söhnte mich mit ihm aus; tilgen nicht auch im großen Schuldbuche des gerechten Richters über den Sternen die Thränen der Buße manchen Buchstaben, welcher mit rother Schrift unter unserm Namen verzeichnet steht und wie Feuer auf unsrer Seele brennt? Nach einer Pause, in welcher wir Beide so unsern eigenen Gedanken und Gefühlen Raum gaben, unterbrach mein Gast das beiderseitige Stillschweigen und fuhr in seiner Erzählung fort:

„'S war ein schrecklicher Abend, Herr Pastor, ich selbst wurde weich und wollte mich doch hart machen, denn ein Soldat, dachte ich, darf nicht heulen; 's war

aber nichts damit, ich will's Ihnen nur gestehen, ich habe geweint wie ein Kind, die alte Mutter habe ich um Verzeihung gebeten und der Christel gab ich mein heiliges Wort, daß ich sie nie vergessen und ganz gewiß heirathen würde, wenn ich gesund aus dem Kriege käme. Nun, daß ich es kurz mache, den Abend, die ganze Nacht und den andern Morgen, wie's nun endlich fortging, war mir ganz elend zu Muthe und ich mußte mich zusammennehmen, daß meine Kameraden nicht meinen Katzenjammer merkten, es hätte sonst an Spottreden nicht gefehlt. Nur nach und nach ward mir besser und erst als das alte Kriegsleben wieder anging, kam der alte Muth wieder und verging der Liebesschmerz; aber vergessen habe ich deshalb meine Christel nicht, ich dachte immer an sie und wie ihr's gehen möchte und bin keinem Mädchen wieder so gut gewesen, so schön sie auch kamen in Deutschland und Frankreich. Im Torgauer Lazareth habe ich in der Fieberhitze immerfort von ihr und mit ihr geredet und sie gerufen und gefragt: wie es mit ihr stehe? Das hat mir hinterher Alles mein Wärter gesagt. Ach, wie habe ich mich nach dem Abschiede gesehnt und daß es bald Frieden werden möchte! Nun endlich geschah Beides; 1815 wurde Frieden und ich bekam den Abschied, aber mir war damit doch nicht geholfen.

Zuerst kehrte ich an meinen Geburtsort zurück, um nach meinen Aeltern und Geschwistern zu sehen und ob ich mir nicht dort könnte einen Lebenserwerb begründen um mein Versprechen zu lösen und meine Geliebte zu heirathen. Aber was ich fand, war eben nicht günstig für meinen Plan und meine Wünsche. Mein Vater war unterdessen gestorben, die Geschwister hatten auswärts ein Unterkommen suchen müssen, der älteste Bruder hatte das durch den Krieg verschuldete Haus angenommen und

damit zugleich die Versorgung der alten Mutter übernommen. Da er schon geheirathet hatte, ehe ich Soldat werden mußte, so kribbelte es in der engen Stube von Kindern; mein Bruder hatte für mich keinen Raum im älterlichen Hause, er selbst kaum Arbeit für sich, kaum Brod für Frau, Kinder und die Mutter. So stand ich denn ärmer da, als ich in den Krieg gezogen war und mußte mich nur umsehen, mich selbst unterzubringen. In meinem Heimathsdorfe suchte ich vergebens nach Arbeit; es war Winter, Weihnachten vorüber, das Getreide bereits ausgedroschen. Da suchte ich meine alten Bekannten in den Nachbardörfern auf, aber einige hatte das Nervenfieber weggerafft, andere hatten sich in der Welt zerstreut, wieder andere waren so arm wie ich und die, welche sich wohl befanden, hätten lieber gethan, als kennten sie mich nicht. So war mir's auch hier gegangen, wo ein Schulkamerad von mir in ein Bauergut geheirathet hatte. Ich hatte manchen lustigen Streich mit ihm ausgeführt und wir waren als junge Burschen so manchmal miteinander fröhlich gewesen und hatten, was man so nennt, intime Freundschaft geschlossen. Auf ihn hatte ich fast gerechnet, aber auch er that verlegen, als ich bei ihm eintrat, brummte das und jenes, als ich ihm mein Anliegen vorgetragen hatte und seine Frau nahm sich vollends kein Blatt vor's Maul, sondern redete von abgedankten Soldaten und Landstreichern. Sie wohnen heute noch im Dorfe, nicht weit von der Pfarre, ich mag sie nicht nennen, Sie werden schon selber das Volk kennen lernen, das sich äußerlich gut stellt und groß thut und ist nichts dahinter, weder an dem Einen noch an der Andern. Als damals die Frau so redete, wußte ich erst nicht, sollte ich die bösen Reden vergelten oder klein zugeben; da that ich's Beste, ich nahm meine Husarenmütze, das Einzige, was mir von vierzehnjähriger

Dienstzeit geblieben war, sagte: Leb' wohl, Gottfried, betteln bin ich nicht zu dir gekommen! und drückte die Thürklinke hinter mir zu.

Als ich aber draußen vor'm Hofthore stand, ich weiß den Fleck noch, da fuhr mir ein alter Soldatenfluch heraus und doch liefen mir dabei die hellen Thränen in den Schnurrbart. Da ging ich bei der Schenke vorbei; ein Sechser war noch mein ganzes Vermögen, ich hatte ihn in der Tasche; nüchtern, wie ich ausgegangen war, war mein Magen, er brummte schrecklich nach etwas Brod, der Hunger überwältigte den Aerger. So ging ich in's hiesige Wirthshaus hinein; die Schenkstube war leer, eine alte Frau fragte: was ich haben wollte? Lieber Gott! meine durstige Kehle und mein hungernder Magen wollten Viel haben, ich hatte ja aber nur einen Sechser und meine Seele war betrübt. Doch bat ich zuerst um einen Dreier Brod, denn ich wollte mich nicht ganz ausgeben, weil aber das Stückchen Brod nur eine kleine Ecke meines Magens ausgefüllt hatte, ließ ich endlich auch den letzten Dreier meinem Hunger zum Opfer fallen. Doch geschah das erst nach langer Ueberlegung und schwerem Kampfe.

Die alte Wirthin hatte mich indessen nach dem und jenem gefragt, denn die Weiber sind nun einmal neugierig, zumal die alten und eine Gastwirthin erst recht. Im Anfange antwortete ich erst kurz und brummend, denn ich war noch ärgerlich, aber je mehr mein hungernder Magen sich befriedigt fand, desto mehr schwand mein Groll auf die Menschheit. Ich wurde offner und als die Frau mir vollends einen Schnaps hinstellte, obgleich ich ihr sagte, ich könnte ihn nicht bezahlen, da ging mir vor solcher, gerade an diesem Orte am wenigsten gesuchten Menschenfreundlichkeit das ganze Herz auf und ich erzählte ihr meine traurige Lage.

Theilnehmend hörte die Alte meine Lamentation an, bedauerte mich, wollte immer mehr erzählt haben und nach langem Hin- und Herreden rückte sie endlich mit einem Vorschlage heraus, der mir wie ein Ruf vom lieben Gott selbst erschien und mich an das tröstende Wort erinnerte: Wenn die Noth am größten ist, da ist die Hülfe am nächsten! Höre, Husar, sagte die alte Wirthin, du dauerst mich, denn 's ist wahr, du bist schlimm dran und du scheinst mir ein ehrlicher Kerl zu sein. Ich könnte nun wohl einen Mann gebrauchen, der den Tagelöhner bei mir machte und etwas auf's Recht sähe, denn ich bin seit einem Jahre Wittwe und es wird mir das Bischen Wirthschaft manchmal recht sauer, auch will's in einer Schenke ohne eine Mannsperson nicht recht gut gehen, das werde ich jetzt erst recht gewahr, seit mein alter Gottlieb todt ist. Nun kenne ich dich aber gar nicht genauer, denn auf's blose Reden kann man sich bei euch Männern nicht verlassen. Ich will aber eine Probe mit dir machen; wenn's dir recht ist, so bleibe da, besorge mir meine Wirthschaft und warte meine Gäste ordentlich ab; ich gebe dir Essen, Trinken, Schlafstelle und die Woche vier Groschen. Ich denke, ich bin zu alt, als daß die Leute könnten etwas Arges denken, daß ich so eine junge Mannsperson und noch dazu einen Soldaten in's Haus nehme, ich könnte ja deine Mutter sein und mit deinem Vater, Gott habe ihn selig! ich besinne mich nun recht gut auf ihn, habe ich mich manchmal herumgedreht, wie wir Beide ledig waren und er herüber zu Tanze kam.

Sie können sich denken, Herr Pastor, daß ich mich bei solchem Vorschlage nicht lange besann; noch denselben Tag holte ich meine ganze Habe, in ein Schnupftuch gewickelt, herüber und trat meinen neuen Posten an. Am Tage machte ich den Holzhacker und Gärtner

und Abends den Marqueur und richtete mich bald recht gut ein: ich erzählte den Gästen von meinen Kriegsabentheuern und machte ihnen, weil mit dem sorgenfreien Leben auch meine lustige Laune wieder kam, manchen Spaß vor, den ich draußen gelernt hatte. Dadurch wurde unsre Schenke immer besuchter und weil ich auch sonst meine Sachen alle pünktlich besorgte und die alte Wirthin in Ehren hielt, bekam ich bald einen guten Stand bei ihr, so daß ich mehr Herr als wie Dienstbote im Hause war. Von meiner Christel hatte ich nichts wieder gehört, obschon ich fleißig und liebreich an sie dachte, aber ich wollte nicht eher an sie schreiben, bis ich sie heirathen könnte.

So war ich nun schon ein Jahr in der Schenke, da wurde mir eine Gelegenheit geboten, auf leichte Weise zu einem Hause zu kommen, worin schon bisher Krämerei betrieben worden war und mir, als einem so lange ehrlich gedienten Soldaten, konnte die fernere Concession zu erlangen nicht schwer fallen. Desto schwerer fiel es mir, der alten Wirthin es zu sagen, daß ich sie verlassen wolle, denn es kam mir fast wie Undank vor, indessen ich faßte mir ein Herz und an einem Abende in der Dämmerung, wo gerade keine Gäste in der Stube waren, theilte ich es ihr mit. Sie hörte mich schweigend und ohne Unterbrechung an; als ich fertig war, sagte sie: Franz, das thut mir sehr weh, daß du mich verlassen willst, denn ich bin mit dir ausnehmend zufrieden und ich denke, du hast bei mir auch über nichts zu klagen gehabt, aber verdenken kann ich dir's auch nicht, es will jeder Mensch gern auch seinen eignen Heerd haben. Ich will dir aber auch einen Vorschlag thun, da ist vielleicht dein Glück besser gemacht, als wenn du dich dort in Schulden und Sorgen steckst, wo du nicht weißt, ob du dich je herausarbeitest und zuletzt ein Plackholz bleibst

Zeitlebens. Sieh, ich bin eine alte Frau, habe keine Kinder und meine Verwandten brauchen's nicht, sind's auch nicht werth, so schlage ich dir vor, mich zu heirathen. Daß du nicht darüber lachst oder Arges von mir denkst, weiß ich, denn du hast mich nun genug kennen lernen und ich dich auch. Hättest du schon einen Schatz, da würde ich natürlich nichts gesagt haben, aber ich habe ja das ganze Jahr, das du bei mir bist, nichts der Art gemerkt und auch gesehn, daß du kein leichtfertiger Kerl bist, der jedem glatten Gesichte nachläuft. Wie lange werde ich noch leben? und hältst du mich die paar Jahre, die es noch sind, gut, so wird dir's später Gott segnen und du bekommst nach meinem Tode die Schenke und was ich sonst noch habe und bist ein gemachter Mann.

Dieser Vorschlag, aus dem das Wohlwollen meiner alten, guten Wirthin hervorleuchtete und in so recht mütterlicher, herzlicher Weise ausgesprochen, überraschte mich so, daß ich im Augenblicke gar nichts darauf erwidern konnte, und es war gut, daß sie in der Dämmerung mein dummes Gesicht, das ich dabei gemacht haben mag, nicht sah. Weil ich nun ganz verblüfft schwieg, so nahm sie noch einmal das Wort und sagte: Franz, du antwortest mir gar nichts drauf, das nehme ich dir auch nicht übel, so etwas will überlegt sein; hättest du jetzt im Augenblicke mit beiden Händen zugegriffen, das würde mich bedenklich gemacht haben, daß es dir nur ums zeitliche Gut zu thun wäre und du mich nur nebenbei mit in den Kauf nähmest, drum geh' mit dir zu Rathe, aber auch wenn du meine gutgemeinte Absicht mit dir ausschlägst, werde ich nicht böse auf dich sein, sondern dich, wo ich kann und weiß, unterstützen; ich denke aber, du wirst dann auch das, was ich jetzt

zu dir gesagt habe, nicht unter die Leute bringen, daß ich nicht zum Spott noch in meinen alten Tagen werde.

Das rührte mich tief, ich versprach ihr, mir es wohl zu überlegen, das tiefste Stillschweigen darüber zu beobachten und dankte ihr in jedem Falle für ihre gute Meinung gegen mich. Herr Pastor, was hätten Sie an meiner Stelle gethan? Das Ding ist mir lange und schwer im Kopfe herumgegangen: auf der einen Seite eine ungewisse Zukunft, Schulden und Sorgen; auf der andern Seite ein schuldenfreies Eigenthum mit gesichertem Lebenserwerb auf Lebenszeit, eine eingerichtete Wirthschaft mit etwas baarem Gelde noch obendrein; dort freilich meine Christel, das prächtige Mädchen in Thüringen, hier eine alte, kränkliche, wenn auch herzensgute Frau, die meine Mutter sein konnte. Das war für einen armen Teufel eine schwere Entscheidung; werden Sie mir's aber verdenken, daß ich mich zuletzt doch entschloß, das Anerbieten der Wirthin anzunehmen? Ich dachte: schlägst du's aus, so kannst du deiner Christel auch nur ein Sorgenleben anbieten, wir plagen uns Beide Tag für Tag und am Ende ist's immer noch ungewiß, ob wir uns behaupten können; nimmst du's aber an, so kannst du vielleicht einmal später, wenn du Wittwer bist, deine Christel holen und zwar als gemachter Mann, während du jetzt immer noch gerade wie vor'm Jahre ein armer Lump bist.

Kurz, zwei Tage nach jenem Abende, 's war auch wieder in der Dämmerung, denn es war, als schämte ich mich, sagte ich's der alten Wirthin zu. Sie gab mir die Hand und sprach: Franz, laß dich's nicht gereuen, ich meine es gut mit dir und will dir dein Leben nicht erschweren, du wirst auch ein ehrlicher Mensch sein und mir's nicht schlecht lohnen, sondern mich wie bisher wie deine Mutter ehren. Als es im Dorfe ruchbar ward,

daß ich die alte Wirthin heirathen wolle, da fehlte es freilich nicht an Nasenrümpfen und bei meinen Bekannten an Spott- und Stichelreden, aber ich ließ mich nicht darauf ein, wies alle anzügliche Redensarten auf meine alte Braut ernst und entschieden zurück und so ließ man uns endlich in Ruhe. Demohngeachtet war es ein schwerer Gang für mich, als ich mit ihr zur Trauung in die Kirche ging, es war mir schrecklich wehmüthig zu Muthe, denn ich hatte mir einen andern Gang dorthin eingebildet und meine Christel war für mich vielleicht auf lange, lange Zeit verloren, doch antwortete ich, als Ihr Vorgänger, der selige Herr Magister, mich vor dem Altare fragte, ein herzhaftes: Ja! und es war mir wie leichter um's Herz, als es heraus war und ich nun mit meiner Frau aus der Kirche nach Hause ging.

Denselben Abend redete ich noch einmal mit meiner Angetrauten und versprach ihr, sie solle gewiß einen guten Mann an mir haben, der es nie vergessen werde, daß sie allein sich meiner damals angenommen habe, wo mich Alles im Stiche ließ und jetzt auf's Neue mir es bewiesen habe, wie gut sie es mit mir meine. Ich würde sie halten und pflegen wie meine Mutter und wünsche ihr ein noch recht langes Leben und gesundes Alter. Da nahm die gute alte Frau meine beiden Hände, drückte sie mir recht herzlich und weinte helle Freudenthränen. Franz, entgegnete sie, das bin ich von dir überzeugt, und der liebe Gott wird dir's gewiß auch vergelten, was du an mir alten Frau thust. Da wurde mir's ordentlich wohl um's Herz und ich gelobte mir's im Stillen, mein Wort zu halten. Es hat mich mein Schritt auch nicht gereut; fünf Jahre haben wir zusammen gelebt in Freude und Wohlsein und auf ihrem Todtenbette noch hat sie mir gedankt und mich gesegnet; aber auch ich segne heute noch ihr Andenken und danke

ihr's im Himmel noch, was sie an mir armen, verlassnen Soldaten gethan hat. Ich habe ihr unter Thränen die Augen zugedrückt, und Sie mögens wohl glauben, Herr Pastor, ich bin mit aufrichtigerer Trauer hinter ihrem Sarge hergegangen als mancher Wittwer, der seine junge Frau begräbt und heimlich schon an die zweite Heirath denkt. Darum habe ich auch ihr Andenken geehrt und bin viele Wochen still und traurig gewesen, ehe ich etwas wegen meiner weitern Zukunft that.

Ich war nun frei und als alleiniger Erbe meiner Frau ein wohlhabender, angesessener Mann; meiner längst ersehnten Verheirathung mit meiner Christel stand nun nichts mehr im Wege, darum schrieb ich ein Vierteljahr nach dem Tode meiner Frau nach Thüringen an meine frühere Geliebte, erzählte ihr, wie mir's gegangen sei, warum ich bis jetzt nicht hätte von mir hören lassen und bat sie, so bald als möglich mit unserm Kinde hierher zu kommen, wo wir nun recht glücklich und zufrieden mit einander leben wollten; auch ihre alte Mutter solle sie mitbringen, wenn sie noch lebe. Ich trug den Brief selbst in die Stadt auf die Post und Sie können wohl glauben, mit welcher Spannung und Sehnsucht ich einer Antwort entgegensah: ob sie noch lebe? ob sie mir treu geblieben sei? denn es lagen nun bald zehn Jahre dazwischen; indessen jeden Tag glaubte ich, sie müsse mit ihrem Kinde, ich wußte ja noch nicht einmal ob es ein Knabe oder ein Mädchen sei, bei mir eintreten und ich freute mich schon im Voraus, sie von meinem Wohlstande zu überzeugen.

Aber es vergingen etliche Wochen, es kam keine Christel, auch kein Brief; da kehrte eines Abends ein fremder Mann bei mir ein und hatte ein neunjähriges Mädchen bei sich. Ich beachtete Beide nicht besonders und da es bereits dämmerte, konnte ich auch ihre Ge-

sichtszüge nicht betrachten. Nachdem sie etwas zu essen gefordert und das Verlangte verzehrt hatten, wobei der Fremde sich Alles in der Wirthsstube genau zu betrachten schien, fragte er mich: „Ihr seid also der Schenkwirth Franz Keller?" Allerdings der bin ich, antwortete ich, was will der gute Freund von mir? „Ich will nichts von Euch, entgegnete drauf derselbe, ich bringe Euch vielmehr etwas. Seid Ihr nicht Soldat gewesen und habt vor zehn Jahren als Husar in Thüringen, in einem Dorfe bei Querfurt im Winterquartiere gelegen?" Allerdings, fuhr ich freudig heraus, seid Ihr etwa aus der Gegend und kennt Ihr mich von daher? „Ja, ich bin aus dem Dorfe selbst, wo Ihr damals standet und bin der dortige Schulze. Euer Brief ist bei uns eingetroffen und ich komme selbst, ihn mündlich zu beantworten. Das Mädchen, mit der Ihr Euch damals eingelassen habt, ist längst gestorben; sie soll sich zu Tode gehärmt haben, weil Ihr nichts wieder von Euch habt hören lassen; sie dachte, Ihr wäret im Kriege geblieben oder hättet sie vergessen und Eins ist so schlimm als das Andre; auch ihre Mutter ist bald darauf gestorben. Nun aber hat sie ein Kind hinterlassen und Euer Name steht im Kirchenbuche als Vater eingeschrieben. Da Euer damaliger Schatz keine Verwandten hinterließ, so mußte die Gemeinde sich des Kindes annehmen, wir haben es müssen auf unsre Kosten erziehen. Da kam vor etlichen Wochen Euer Brief und wir waren froh, daß wir daraus ersahen, daß Ihr noch lebtet, wo Ihr Euch aufhieltet und daß Ihr ein wohlhabender Mann seid. Da habe ich mich selbst auf die Reise gemacht und bringe Euch Euer Kind, 's ist dieses Mädchen da und ich denke, Ihr werdet wohl unsrer Gemeinde die gehabten Kosten für ihre Auferziehung vergüten. Geh' hin, Christel, und gib dem Manne eine Hand, es ist dein Vater!"

Meinen Schreck können Sie sich denken, Herr Pastor! Ich war wie vom Donner getroffen und konnte vor's Erste kein Wort hervorbringen. Mein Herz fiel mir vor die Füße und ich hätte weinen mögen wie ein Kind. So war ich denn ein doppelter Wittwer, so waren alle meine schönen Pläne vorbei und meine Freude mir zu Wasser geworden, ja zu Thränenwasser, so war auch dies Opfer, das ich gebracht hatte, vergeblich gewesen und ich fühlte mich ärmer und verlassener, als da ich vor sechs Jahren zum erstenmale vor der Schenke, die nun mein Eigenthum war, wie ein Bettler stand. Mein Hab' und Gut hatte für mich seinen Werth verloren, ich konnte es ja nicht mit meiner Christel theilen; sie selbst, die treue Seele, ruhte schon längst im Grabe und ich war Schuld an ihrem Tode. Ich machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich ihr wenigstens nicht einmal geschrieben hatte, daß ich noch lebe und ihr noch gut sei und sie gewiß noch heirathen werde. Wie manchmal mochte sie an mich gedacht, mich vielleicht verwünscht haben, wie viele Thränen mochte sie über mich geweint haben. Die alle brannten jetzt wie Feuertropfen auf meinem Gewissen. Das Alles ging mir in den wenigen Minuten durch den Kopf und das Herz und ich war wie vernichtet.

Endlich faßte ich mich, zündete die Lampe an und besah mir vor Allem mein Kind. Ja, das war meine Christel leibhaftig! und als das arme Kind schüchtern zu mir herantrat, die Hand mir hinhielt und zögernd sagte: Vater! da konnte ich mich nicht mehr halten, es rannen mir die hellen Thränen die Backen herunter und ich glaube, der fremde Mann hatte auch Wasser in den Augen. Ich nahm das Mädchen bei der Hand, redete ihr freundlich zu und versprach ihr, sie solle es gewiß bei mir gut haben, sie solle sich nur nicht fürchten, ich

wolle sie halten als mein liebes Kind. Das Mädchen aber zog sich wieder schüchtern von mir zurück und schmiegte sich an den fremden Mann an, als fürchte sie sich vor mir. Verdenken konnte ich's ihr nicht, bin ihr auch deshalb nicht böse gewesen, ich mußte ihr ja ein stockfremder Mensch sein, hatte mich ja auch noch nie um sie bekümmert, ihr noch kein Gutes, wohl aber Wehe gethan, daß ich mein eigen Fleisch und Blut der Barmherzigkeit einer fremden Gemeinde überlassen hatte, und wie es solchen armen Kindern geht, die auf Gemeindekosten müssen ernährt werden, das wissen Sie gewiß, Herr Pastor, sie werden herumgestoßen von Jedermann, kein Mensch sieht sie freundlich an, sie sind Jedem und der ganzen Gemeinde eine Last."

Ich mochte den Mann bei diesen Selbstanklagen nicht noch mehr beugen, sonst hätte ich ihn gern an sein früheres Wort erinnert, wo er dagegen sich sträubte, als ich sein Vergehen gegen das Mädchen, das ihn liebte, als Sünde bezeichnet hatte.

„Der Schulze aus Andersleben", so fuhr der Schenkwirth in seiner Erzählung fort, „blieb natürlich die Nacht bei mir und ich saß noch bis spät um Mitternacht mit ihm zusammen; er mußte mir Alles erzählen was Christel, ihre Mutter und mein Kind betraf, aber was ich erfuhr, war natürlich nicht geeignet, mich aufzurichten und zu trösten, und ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan, es war eine der traurigsten meines Lebens. Als am andern Morgen der Schulze wieder abreiste, bezahlte ich ihm von Heller zu Pfennige die gehabten Auslagen für mein Kind, vergütete ihm auch seine Reisekosten und dankte ihm für seine Sorge und gehabte Mühe, versprach auch, für das Mädchen als Vater zu sorgen. Es gab freilich noch eine traurige Geschichte, als er Abschied nahm, denn mein Kind fing

bitterlich an zu weinen und wollte auch wieder mit fort. Nach vielen Zureden und Versprechungen beruhigte sie sich endlich und richtete sich auch nach und nach ein, aber ich mußte auch bald gewahr werden, daß Christel von fremden Menschen erzogen worden war und der älterlichen Liebe und Pflege entbehrt hatte. Es traten nach und nach eine Menge Fehler und Ungezogenheiten bei ihr heraus und ich habe viel Strenge und Güte nöthig gehabt, sie ihr abzugewöhnen, doch hatte sie ein gutes Gemüth und die Liebe zu ihrer verstorbenen Mutter so wie das Bewußtsein meiner Schuld ließ mich die Geduld nicht verlieren; sie ist auch heute noch ein gutes, braves Mädchen.

So tief mich nun auch die Nachrichten vom Tode meiner ersten Geliebten und die zerstörten Hoffnungen gebeugt hatten, die Zeit gleicht zuletzt Alles wieder aus; Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen und ich mußte darum auf einen andern Lebensplan bedacht sein. Meine Wirthschaft forderte eine Hausfrau, mein Kind eine Mutter, denn das sah ich täglich mehr ein, daß ein Vater allein nicht gut eine Tochter erziehen kann. Ich sah mich unter meinen weiblichen Bekannten um und wählte endlich ein armes Mädchen: 's ist meine Frau, die ich jetzt noch habe. Ich dachte, ich wollte nun auch ein armes Mädchen glücklich machen, wie mich als armen Kerl meine erste Frau glücklich gemacht hatte; doch machte ich es ihr zur Bedingung, daß sie meine Christel als ihr Kind betrachten und lieb haben möchte. Sie versprach es mir und hat es auch zu Anfange gehalten; wie es aber zuzugehen pflegt: als sie selbst Kinder bekam, da setzte sie doch meine Christel vielfach zurück, es fehlte nicht an Zank und Streit und es kam einige Mal zu harten Auftritten, so daß ich manchmal im Stillen an meine ruhige, glückliche Ehe mit meiner ersten alten

guten Frau gedacht und sie zurückgewünscht habe. Um des häuslichen Friedens willen that ich deshalb die Christel, als sie aus der Schule gekommen und confirmirt war, aus dem Hause und so dient sie heute noch in Schwarzbach bei einem großen Bauer, kommt aber zuweilen zum Besuch herüber und wenn sie einmal heirathet, werde ich mich gewiß als Vater an ihr beweisen."

Hiermit endete der Schenkwirth Keller seine Mittheilungen und weil darüber einige Stunden schnell verflogen waren, so beendigte er auch kurze Zeit darauf seinen ersten Besuch; daß er mir aber die Wahrheit getreu gesagt hatte, wurde mir durch mehrfache Erkundigungen nach ihm gewiß. Mit der innigsten Theilnahme erfüllten mich diese offnen Bekenntnisse des Mannes, welche mir ein Gemüth enthüllten, das zwar nicht von einer gewissen Selbstgerechtigkeit frei zu sprechen war, doch aber auch von einem tiefern Gefühle zeugte, und mir demnach ein Ackerfeld in Aussicht stellte, auf welchem der Same des göttlichen Wortes wohl einige Frucht bringen könne und ich beschloß deshalb, auf ihn meine besondre Thätigkeit in seelsorgerlicher Beziehung zu richten. Er kam meinen Annäherungsversuchen in dieser Hinsicht auch völlig entgegen, schenkte mir großes Vertrauen, gewährte mir vielen Einfluß auf seine Entschließungen und Handlungen und wir traten in ein engeres Verhältniß zu einander.

Darum wunderte es mich nicht, als ich ihn ohngefähr zwei Jahre nach unsrer ersten Bekanntschaft, da er mich öfterer zu besuchen pflegte, über meinen Hof kommen und in mein Haus eintreten sah; doch schon sein eiliger Gang schien mir diesmal eine besondere Veranlassung anzudeuten und höchst aufgeregt und mit gerötheten Gesicht trat er in meine Studirstube. Was ist

Ihnen begegnet, lieber Keller? fragte ich ihn theilnehmend. Da brach er los: „Ach, was mir begegnet ist? mein guter Herr Pastor, viel, viel! 's ist entsetzlich und ich bin außer mir. Denken Sie sich, meine Christel drüben in Schwarzbach, die sich nun so lange ordentlich gehalten hat, ist heute herübergekommen und hat meiner Frau gestanden, daß sie sich mit einem jungen Kerle drüben eingelassen hat. Die Folgen davon sind schon sichtbar und sie muß natürlich dort abziehen. Daß ich das noch erleben muß! Aber ich habe sie schon gezüchtigt und ihr gesagt, daß ich nichts mehr von ihr wissen mag und in mein Haus darf sie nicht kommen." Und dabei machte er so heftige Handbewegungen, daß ich über die stattgefundene Züchtigung nicht mehr in Zweifel sein konnte.

Lieber Keller, entgegnete ich ihm, beruhigen Sie sich, was hat denn das Mädchen weiter gethan? Das ist doch keine Sünde? „Halten Sie ein, Herr Pastor, rief der Mann außer sich, Sie strafen mich zu hart! O, ich weiß es wohl, Sie strafen mich mit meinen eigenen Worten, denn mein erster Besuch bei Ihnen ist mir ewig unvergeßlich; ich besinne mich nur zu gut darauf, daß ich's damals nicht Wort haben wollte, daß ich als Husar, wie ich mich mit meiner seligen Christel vergaß, Sünde gethan hätte; ach, jetzt sehe ich's nur zu bitter, ja, es war eine schwere, schwere Sünde, und was ich an der alten Mutter damals that, widerfährt mir nun selbst als Vater durch mein eignes Kind."

Ohngeachtet Keller jetzt zur Selbsterkenntniß gekommen war und seine Selbstanklage ein zerschlagenes Gemüth bezeugte, benutzte ich doch diese Gelegenheit, ihn von Grund aus von seinem frühern Trotze und Selbstgerechtigkeit zu heilen, zumal ich ihm seitdem ja um vieles näher getreten war und Gottes Gnade vielfach an seinem Herzen gearbeitet und meine Arbeit

an ihm unterstützt hatte. Wie wollen Sie, sagte ich zu ihm, Ihrem Kinde über einen Fehltritt oder vielmehr, wir wollen es nun beim rechten Namen nennen, über eine Sünde Vorwürfe machen, die das Mädchen Ihnen alle zurückgeben könnte. Hat sie etwas andres gethan, als Sie selbst einst an ihrer Mutter thaten und ist sie selbst nicht ein lebendiges Zeugniß gegen Sie und muß Ihre Härte jetzt entwaffnen? O sehen Sie, lieber Freund, ich muß es Ihnen sagen, obwohl ich Sie tief beklage und das herzlichste Mitleid mit Ihnen empfinde: die Strafe folgt nicht immer der That sofort auf dem Fuße, es vergehen oft Jahre und wächst vielmal Gras darüber, aber sie kommt doch noch einmal, wenn auch spät. Sehen Sie dieses Geschick, das Sie jetzt trifft, als Züchtigung an und demüthigen Sie sich bußfertig unter die Hand Gottes, dessen Gerechtigkeit Ihnen jetzt kund wird und welcher nur zu oft die Sünde mit gleicher Sünde straft. Suchen Sie Gnade und Vergebung bei Dem, durch welchen allein sie bei Gott zu finden ist und häufen Sie nicht durch erbitternde Härte und Heftigkeit neue Schuld auf die alte. Sein Sie mild gegen die Gefallene, lassen Sie ihr den gerechten Schmerz eines tiefgekränkten Vaters fühlen, aber verstoßen Sie deshalb die sündige Tochter nicht, thun Sie es nicht um ihrer unglücklichen Mutter willen. Gehen Sie nach Hause und schicken Sie Ihre Tochter zu mir. „O, Sie haben Recht, guter Herr Pastor, sagte der zerknirschte Mann, Gott ist ein gerechter Gott und ich bin ein armer Sünder, Er vergebe mir aus Gnaden, wie ich meiner Tochter vergeben will, aber haben Sie nun die Güte und reden Sie auch mit meiner Frau, daß sie's meiner Tochter nicht zu hart entgelten lasse.“ Ich versprach es ihm und er ging tief gebeugt von mir. Die Sturmeswogen des trotzigen Herzens und fleischlichen Eifers hatten sich an der Erkennt-

niß der eigenen Sündigkeit und göttlichen Strafgerechtigkeit gebrochen und langsamern Schrittes als er gekommen war, sah ich ihn über meinen Hof heimgehen; ich empfahl aber dieses zerstoßene Rohr in seelsorgerlicher Fürbitte dem göttlichen Sünderfreunde, welcher gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist und keinen, der Schmerz beladen und Vergebung suchend zu ihm kommt, hinausstößt.

Das Mädchen kam darauf auch zu mir; ich sprach ernst, doch väterlich mit ihr und ihre Reu- und Schmerzensthränen netzten meine Stube. Einige Tage darauf sprach ich auch mit Kellers Frau. Ich wußte, daß ich bei ihr härtern Boden finden würde, indessen der Ernst und die Entschiedenheit, mit welcher ich zu ihr sprach, die Erinnerung an ihr Versprechen, welches sie bei ihrer Verheirathung in Bezug auf ihre Stieftochter gegeben hatte, so wie die Mahnung an ihre frühere Lage und wie sie ihren gegenwärtigen Wohlstand doch ganz allein ihrem Manne verdanke, bewogen sie endlich, mir zu versprechen, das Mädchen gut zu behandeln und mit nichtshelfenden Vorwürfen zu verschonen. Keller's Tochter kehrte in's väterliche Haus zurück und wurde später von einem Knaben entbunden.

Doch nun begann für den armen Vater eine neue Prüfungszeit. Er bedurfte für seine Tochter um ihres unehelichen Kindes willen nach den Gesetzen unsres Landes eines Heimathscheines. Meine Gemeinde wollte ihr aber, als einer Ausländerin, einen solchen nicht geben. Wie viele Wege und Kosten mußte da der geängstete Vater anwenden, denn es wurden selbst Verhandlungen der beiderseitigen Regierungen hierüber nöthig, bis endlich erst nach Verlauf eines Jahres die Entscheidung kam. Das Alles, so wie der dadurch nur um so öftrer gestörte häusliche Friede beugte den Mann tief, seine

Haare bleichten in kurzer Zeit und seine ohnedem durch die frühern Kriegsstrapazen geschwächte Gesundheit litt augenscheinlich. Er trug zwar Alles still und ergeben, aber es fraß ein bittrer Wurm an seinem Herzen und so war es kein Wunder, daß er endlich seinem Seelenleiden erlag und in eine heftige Krankheit verfiel.

Mit schnellen Schritten eilte er seiner Auflösung entgegen, aber ob auch der äußerliche Mensch bei ihm verweste, erneute sich der inwendige von Tage zu Tage mehr und jeder meiner Besuche gab mir die erhebende Gewißheit, daß Christus eine Gestalt in ihm gewonnen habe. Christel, deren Kind unterdessen wieder gestorben war, hatte das väterliche Haus verlassen, es war ihr allerdings eine Hölle und ein Aufenthalt der Qual, sie diente wieder bei einer angesehenen Kaufmannsfamilie in einer benachbarten Stadt. Als sie von des Vaters lebensgefährlichen Krankheit hörte, eilte sie ihn zu besuchen und bei diesem Besuche fiel ihm der Gedanke schwer auf's Herz, daß er bis jetzt versäumt habe, für sein Kind nach seinem Tode zu sorgen. Doch es war bereits spät Abends und der Gerichtsdirector wohnte mehrere Stunden vom Orte entfernt; so ließ er denn die Gerichtspersonen des Ortes kommen, bestellte sein Haus und verfügte, daß Christel als sein rechtes Kind mit seiner Frau und deren Kindern erben solle — und in derselben Nacht verschied er.

Als dieser sein letzter Wille zur Kenntniß des Gerichts kam, wurde er, wie zu erwarten war, als ungiltig verworfen. Vergeblich waren alle Bemühungen, des Vaters letzte Verfügung zu Gunsten seiner unehelichen Tochter aufrecht zu erhalten: der Buchstabe des Gesetzes entschied, Christel ging leer aus; vergeblich waren meine Versuche, die Stiefmutter zu bewegen, freiwillig eine, wenn auch kleine Summe von ihrem Erb-

theile der Tochter ihres Mannes abzutreten, um so noch des Verstorbenen, dem sie ja all' ihr Glück verdankte, Willen zu ehren. Vier Wochen darauf war auch das harte Weib eine Leiche und sie ward begraben.

Was aus Christel, dem Kinde des Husaren, geworden ist? Sie verheirathete sich später mit einem wohlhabenden Handwerker in der Stadt, wo sie zuletzt diente und es geht ihr, so viel ich erfahren, wohl. Des Vaters Segen ersetzte ihr, was des Gesetzes kalter Buchstabe und der Stiefmutter Härte ihr versagten; oben aber wird mein lieber Keller seine erste Geliebte und seine alte Wohlthäterin wieder gefunden und um Christi willen, in dem er schon hienieden Frieden gefunden hatte, Gnade von Gott erhalten haben.

II.

Der blinde Schulmeister,

oder:

Wir müssen durch viel Trübsal in's Reich Gottes gehen.

Schon viel ist über die Lage der Schullehrer in unsern deutschen Landen gesprochen und geschrieben worden, Wahres und Falsches, vom Standpunkte der Wirklichkeit und des Ideals aus, und es ist gewiß eine erfreuliche Errungenschaft der Neuzeit, daß auf die bereits eingetretene Morgenröthe einer bessern Zukunft für diesen verdienstvollen und achtungswerthen Stand die wärmenden Strahlen der vollen Gerechtigkeitssonne in die oft bedrängten Herzen hernieder leuchten. Nicht nur zur Vergleichung der so traurigen Vergangenheit in dieser Hinsicht mit der bereits gerechtern Gegenwart, sondern

zugleich auch als Ehrendenkmal eines alten schwergeprüften, aber auch treubewährten Erdenpilgers rolle sich vor den Augen des freundlichen Lesers das Lebensbild meines ehrwürdigen, nun zu seinem Herrn heimgegangenen Freundes, des greisen blinden Dorfschulmeister Kuhn, auf.

Morgengewitter sind meist schwere Gewitter und ein solches zog sich in der Frühe am 22. August 1809, es war ein Sonnabend, langsam und finster über die Berge nach der Richtung von Friedersdorf hin. Schon am Abend vorher hatte es sich am Himmel nach einem schwülen Tage aufgethürmt, mußte aber dem Monde weichen und nachdem dieser in den ersten Morgenstunden untergegangen war, kam es grollend und mit verstärkter Macht wieder angezogen und entlud sich nun über dem Dorfe und dessen Fluren mit aller Stärke und Wuth, gleich Einem, der nach lange verhaltenem Grolle endlich Gelegenheit und Macht findet, seine Rache an dem Beleidiger zu kühlen. Des Dorfes Bewohner bangten und manch altes Mütterchen betete ihr stilles Vaterunser, da fuhr ein gewaltiger, blendender Blitzstrahl hernieder, der dröhnende Donner folgte unmittelbar darauf, daß die Erde zitterte und die Häuser erbebten, aus einem derselben brachen sofort die hellen Flammen hervor und in wenigen Minuten war es ein Feuermeer. Und dieses Haus war das Schulhaus des Dorfes, ein altes, morsches Gebäude, um es nicht Hütte zu nennen, mit einem Strohdache, und in demselben wohnte und lehrte des Dorfes Kinder ein Mann von 47 Jahren, Kuhn mit Namen, ein tüchtiger Schulmeister.

In dem Augenblicke, es war um 6 Uhr Morgens, als der zündende Strahl in das Schulhaus herniederzuckte, befand sich Kuhn mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern, Karoline und Christiane, zwei rüstige,

blühende Jungfrauen, in der Schulstube, denn das Gemach neben derselben, was man mit dem Namen der Wohnstube beehrte, war beinahe zu enge für diese kleine Familie. Da ward's auf einmal blendend hell im Zimmer und nicht wie vom Blitze, sondern wirklich von demselben getroffen, stürzten der Schulmeister und seine jüngste Tochter Christiane, 18 Jahre alt, besinnungslos zu Boden, im Augenblicke aber stand auch das ganze Haus schon in vollen Flammen. Vom Schrecken und von der elektrischen Luft, welche die Stube erfüllte, betäubt, stürzten des Schulmeisters Frau und älteste Tochter, Karoline, zum brennenden Hause hinaus und flehten die nächsten herbeieilenden Nachbarn an, nur den Vater mit seiner Tochter zu retten. Die muthigen Männer drangen durch Rauch und Flammen hindurch, brachten glücklich auch die Beiden, doch scheinbar leblos, heraus und trugen sie in ein entfernter liegendes Bauerhaus, von dem Eigenthume der Familie aber war nichts zu retten, es brannte Alles allzumal und man mußte nur darauf bedacht sein, die nächsten Gebäude, worunter die Kirche und das Pfarrhaus, zu retten.

Während man beschäftigt ist, das Feuer zu löschen und sein Weiterumsichgreifen zu verhindern, wobei ein fürchterlicher Platzregen der trefflichste Gehilfe ist, und während dienstfertige Hände und barmherzige Herzen an den beiden vom Blitze Getroffenen in dem gastlichen Bauerhause Versuche zur Lebenserweckung machen, wollen wir den Lebensgang des Schulmeisters von seinem Anfange an bis zu dieser Unglücksstunde verfolgen, war er doch ein nicht gewöhnlicher.

Friedrich August II., Churfürst von Sachsen, oder als König von Polen August III. genannt, war durch Friedrich des Großen siegreiche Waffen aus seinem Erblande verdrängt worden und hielt sich bereits seit 1756

in Warschau auf. Ihm waren die Meisten des sächsischen hohen Adels, namentlich die, welche Hofchargen bekleideten, gefolgt, denn in Sachsen, welches vom alten Fritz als eroberte Provinz betrachtet, regiert und ausgesogen wurde, wo nebenbei noch der sieben Jahre währende Krieg wüthete und bald Preußen, bald Oestreicher Winterquartiere nahmen, war es für diese Herrn nicht geheuer. Unter diesen ihrem königlichen Herrn gefolgten und dabei auf die eigne Sicherheit bedachten Adligen befand sich auch der Oberhofküchenmeister von Grumbach mit seinem kleinen Hofstaate und bei diesem spielte wiederum sein Leibkammerdiener Kuhn nicht die unbedeutendste Rolle, denn er galt viel bei seinem Gebieter und sein Einfluß verdoppelte sich, weil, wie er die rechte Hand seines Herrn, so seine Frau das rechte Auge ihrer Gebieterin, der Frau Oberhofküchenmeister, war, denn die Dame konnte nur auf Einem Auge, dem linken, sehen, das rechte war erblindet.

Diesem Kuhn'schen Ehepaare wurde während ihres Aufenthalts in Warschau nach mehrjähriger, kinderloser Ehe im September 1762 ein Knäblein geboren, welches die hohe Frau von Grumbach selbst aus der heiligen Taufe hob und dabei den Namen Lebrecht erhielt, übrigens aber seiner Aeltern einziges Kind blieb, darum auch deren Augapfel und höchstes Gut war.

Als im Februar des folgenden Jahres der Friede zu Hubertusburg dem für Sachsen so unseligen siebenjährigen Kriege ein Ende machte, da kehrte auch mit den das Frühjahr verkündenden Schwalben der Churfürst aus Polen in sein treues, unglückliches Sachsenland und in seine drei Jahre vorher durch das mehrtägige Bombardement Friedrich des Großen schwer verwüstete Residenz Dresden zurück, mit ihm zugleich sein Hofstaat und zu diesem gehörte als letzter Endpunkt auch der

kleine Lebrecht Kuhn, auf dessen Lebensschicksal die politischen Ereignisse dieses denkwürdigen Jahres 1763 den größten Einfluß hatten. Nicht lange erfreute sich der Churfürst des geschlossenen Friedens und des Lebens unter seinen treuen Sachsen, denn gerade ein halbes Jahr nach seiner Rückkehr nach Dresden, am 5. October, nahm ihm der Tod Churfürstenhut und Königskrone und versammelte ihn zu seinen Vätern. Drei Wochen darauf starb auch sein langjähriger Günstling, der allmächtige und gehaßte Minister, Graf Brühl.

Der edle Friedrich Christian bestieg den Thron des Vaters und eine seiner ersten Regierungsmaßregeln zur Erleichterung seiner vom alten Fritz als Feind und vom Minister Brühl als Freund ausgesogenen und bedrückten Unterthanen war: die Sparsamkeit von oben, bei sich anzufangen und die glänzende Hofhaltung einzuschränken. Darum fielen mit dem Minister viele seiner Anhänger und das veränderte Leben am churfürstlichen Hofe zu Dresden mißfiel dem verwöhnten hohen Adel dermaßen, daß Viele freiwillig, Viele auch entlassen, sich auf ihre Güter zurückzogen. Unter den Erstern befand sich auch der bisherige Herr und Gönner der Aeltern unsers kleinen Lebrecht, der Oberküchenmeister von Grumbach. Er begab sich auf sein Gut Lichtenhayn, welches in der Nähe einer großen Mittelstadt Sachsens lag, und nahm natürlich die ihm und seiner Gemahlin unentbehrlich gewordene Familie Kuhn sammt ihrem Söhnchen mit, indessen freilich unter sehr veränderten Verhältnissen.

Die Güter der sächsischen Edelleute, namentlich derjenigen, welche während des Krieges entfernt gelebt hatten, waren von den Feinden hart mitgenommen worden: mancher Edelhof lag in Schutt und Asche, manche große Fläche fruchtbaren Landes hatte sich zu Weideplätzen umgewandelt, denn das Zugvieh, Pferde und

Ochsen, hatten die Soldaten, freundliche und feindliche, mitgenommen, manche herrliche Gartenanlage im altfranzösischen Style war zur natürlichen Wildniß geworden und der künstlichen Scheere entwachsen und Unkraut und Disteln hatten zu der Zeit gute Jahre; und wie mit den Gütern, so stand es auch mit den übrigen Finanzen der adligen Herren, da die reiche Quelle am churfürstlichen Hofe versiegt, die eigne aber erschöpft war.

Dadurch kamen damals schon eine nicht geringe Anzahl sächsischer Rittergüter in bürgerliche Hände und ein großer Theil des Adels verarmte, ein anderer Theil desselben aber hielt sich ritterlich, schickte sich in die Zeit, widmete Kraft und Zeit dem Betriebe der edeln Landwirthschaft, schämte sich des Spottnamens der Krautjunkerschaft nicht, behauptete dafür das Erbtheil der Ahnen, trug zum Aufblühen des sächsischen Wohlstandes bei und half die schwergeschlagenen Wunden nach seinem Theile mit heilen. Und zu dieser Zahl der ächten Edelmänner gehörte der frühere Oberhofküchenmeister von Grumbach: er sorgte von nun an nur für seine eigne Küche, baute seinen Kohl und sein Korn, pflanzte die Lücken in seinen Wäldern aus, trieb Viehzucht und richtete namentlich sein Augenmerk schon damals auf Veredlung seiner Schäferei und auch in diesem Allem war seine rechte Hand wiederum der treue Kuhn, welcher den Posten eines Oberkammerdieners mit dem eines Haushofmeisters und Oberverwalters vertauscht hatte.

So lebten Herr und Diener sammt Familie in ländlicher Zurückgezogenheit zufrieden und glücklich und der kleine Lebrecht Kuhn wuchs zum frischen, muntern Knaben heran, ein Liebling der gnädigen kinderlosen Herrschaft wie seiner Aeltern, darum sollte auch, da er zugleich einen regen Geist und ziemliche Anlagen zeigte, etwas Rechtes aus ihm werden; seiner Mutter heim-

licher Herzenswunsch war, ihren Lebrecht als Pfarrherrn einst auf der Kanzel zu sehen, zumal der gnädige Herr die Pfarrstelle von Lichtenhayn zu vergeben hatte und der damalige Pfarrer bereits über die kräftigen Mannesjahre hinaus war. Dieser Plan, an welchem die mütterliche Eitelkeit wohl auch einen kleinen Antheil hatte, wurde begünstigt durch den alten Pfarrer selbst, dessen Gunst sich der kleine Lebrecht auch bald zu erwerben gewußt hatte, denn er nahm den offnen, blonden Knaben in seine besondre Obhut und vom zehnten Jahre an in Unterricht und fühlte sich durch die Lernbegierde und die Fortschritte seines Schülers reich belohnt, so daß der vierzehnjährige Knabe nach seiner Confirmation auf das Gymnasium der benachbarten Stadt gebracht wurde, denn im gesammten Familienrathe war es nun zum festen Entschlusse geworden: Lebrecht solle studiren und ein gottesfürchtiger, tüchtiger Seelenhirte werden, auch der große Erzhirte oben war damit einverstanden, doch stand es in seinem Rathschlusse, daß Lebrecht Kuhn einst nur seine Lämmer weiden solle.

Ohngeachtet der Nähe der Aeltern und Gönner kostete das erste Halbjahr im neuen Verhältnisse des Stadt- und Gymnasiumlebens dem Knaben manche Thräne; es war, als ahnete es ihm, daß nun der schönste Theil seines Lebens, der glücklichste zugleich, für ihn zu Ende sei, und wirklich traf nun den armen Schüler ein schwerer Verlust nach dem andern. Kaum ein Jahr nach dem Verlassen des Vaterhauses starb seine Gönnerin, die edle Frau von Grumbach, nicht lange darauf folgte ihrer Gebieterin Lebrechts Mutter; sie sollte nicht das schönste Ziel ihrer Träume und Hoffnungen erfüllt sehen: ihren Lebrecht im priesterlichen Ornate das Wort des Lebens predigen zu hören. Tief schmerzte ihn der Verlust der beiden mütterlichen Seelen, aber noch war ein Kleeblatt

edler Männer dem jungen Kuhn geblieben: der Herr von Grumbach, der alte, würdige Pfarrer und Lebrechts Vater, doch auch dieses wurde zuerst durch den Tod des greisen Seelsorgers von Lichtenhayn zerrissen, welchen der Herr heimrief zum Empfang des Lohnes seiner treuen Knechte.

Dadurch fiel auch ein schöner Traum für Lebrechts Zukunft in Trümmern, denn die Pfarrstelle mußte nun durch einen jüngern, noch rüstigen Mann besetzt werden, Lebrecht aber war erst sechszehnjähriger Secundaner; doch tröstete ihn der alte gnädige Herr mit den vielfachen Verbindungen, in welchen er mit Collatoren von Pfarrstellen stände. Indessen was sind Pläne von Menschen und auf Menschen gebaut, deren Leben ein Hauch ist, der bald entschwinden kann, und das zeigte sich auch hier. An demselben Tage, wo Lebrecht nach Prima versetzt wurde, machte der Tod dem vielbewegten Leben des edeln Herrn von Grumbach ein Ende, sein treuer Diener Kuhn drückte ihm die gebrochenen Augen zu und als am Abende Lebrecht mit der frohen Kunde seiner Standeserhöhung nach Lichtenhayn eilte, fand er seinen Wohlthäter als Leiche und seinen Vater in Thränen an derselben stehend. Der junge Mann vereinte mit des Vaters Thränen die seinigen und zerrissenen, bangen Herzens folgte er dem Sarge des Gönners zur Gruft seiner Väter — und nicht mit Unrecht, denn in dieselbe Gruft wurden nun alle Pläne der Zukunft, so schön ersonnen und so lieblich erbaut, mit hineingesenkt, denn nicht nur seine, sondern auch seines Vaters Existenz waren dadurch bedroht und sein Lebensgang wurde völlig geändert.

Der Erbe des alten Herrn, der Gemahl einer Brudestochter desselben, kam und nahm das Gut in Besitz; das Alte war vergangen, es wurde Alles neu, darum auch der alte Kuhn in Ruhestand versetzt, jedoch in Be-

tracht seiner der Familie von Grumbach erwiesenen bisherigen treuen Dienste mit einer kleinen Pension gnädig bedacht.

Dieser konnte die Neuerungen auf dem Gute nicht mit ansehen, er zog in die Stadt, sein Sohn zu ihm, und nun galt es für Lebrecht, sich zu rühren und nicht allein für sich selbst zu sorgen, sondern auch dem alten Vater Stütze und Versorger zu sein. Er schrieb Noten bis in die späten Nachtstunden hinein, er gab Unterricht kleinen und großen Kindern und verdiente dadurch so viel, daß er mit seinem Vater wenigstens nicht Mangel leiden durfte. Aber sein eigentlicher Lebensplan, Theologie zu studiren, war zerstört. Vier Jahre war er bereits in Prima, seit zwei Jahren schon der Erste des Gymnasiums, aber ewig konnte dies nicht dauern. Darum ließ ihn einst sein Rector zu sich kommen, stellte ihm väterlich vor, daß er sich nun entscheiden müsse, ob er auf die Universität ziehen oder sonst einen andern Berufsweg wählen wolle, länger könne er nicht mehr Gymnasialschüler bleiben. Dem wackern Manne selbst war das Herz schwer, daß er einen so tüchtigen Schüler mußte am ursprünglichen Ziele angelangt sehen und doch einen andern Pfad einzuschlagen rathen, denn er wußte aus eigner Erfahrung, welch ein Elend es sei, mit hungerndem Magen zu studiren und mit Mangel kämpfend den Wissenschaften obzuliegen und doch waren für Lebrecht keine Aussichten auf Unterstützung vorhanden, Stipendien bekamen damals nur Solche, welche einflußreiche Verwandte und Gönner hatten, ihm waren die Seinigen gestorben. Darum sagte er mit blutendem Herzen dem schönen jahrelang gehegten Plan Lebewohl, ging vom Gymnasium ab, blieb aber in der Stadt, um durch Unterricht für die Gegenwart seinen Lebensunterhalt für sich und seinen alten Vater zu

erwerben und vorkommenden Falls sich um eine öffentliche Lehrerstelle zu bewerben.

Diesem neuen Lebensplane schien der Lenker der Geschicke seinen Segen zu geben; nach einem Jahre schon wurde ihm von dem Erben seines adligen Gönners in Lichtenhayn, der den jungen Mann kennen und achten zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, die Schulstelle zu Friedersdorf, welche sein Bruder, der Besitzer des dortigen Rittergutes, zu vergeben hatte, angeboten, freilich nur, wie sich sein neuer Gönner schonend ausdrückte, als einen Anfang, denn die Stelle hatte außer der Wohnung mit einem Gärtchen, zwei Scheffel Korn und drei Klaftern Holz, nur einen Baargehalt von 61 Thalern.

Dankend und mit der Bitte um eine Bedenkfrist von wenigen Tagen, weil er sich mit seinem Vater berathen wolle, verabschiedete sich Kuhn von seinem Gönner. In den Kreis der Berathung aber gehörte für ihn außer seinem Vater noch eine zweite Seele, und zwar die einer Jungfrau, denn dem armen, verwaisten, liebebedürftigen Jünglinge, welchem früher so viele wohlwollende Herzen geschlagen hatten, von denen ihm nur der mit Gewalt alternde Vater übrig geblieben war, welcher in des jungen Mannes Herz und Geist sich nicht hinein denken und fühlen konnte, hatte auch seine Stunde geschlagen: die selige Stunde der ersten, jungen, reinen Liebe, und in aller seiner Armuth war er glücklich, denn er ward wieder geliebt. Der Gegenstand seiner herzlichsten Zuneigung aber war Kunigunde Röber, die Tochter eines Tischlers, eines biedern, aber nichts weniger als mit Glücksgütern gesegneten Bürgers, der er früher schon, da sie noch ein junges Mädchen war, Unterricht ertheilt und dabei die Trefflichkeit ihres Herzens und die Tiefe ihres Gemüthes kennen gelernt hatte; sein Wohlwollen hatte er ihr bewahrt und da ihm später öfters Gelegenheit gegeben

war, mit ihr zusammen zu sein, so hatte sich das Wohlwollen zu dem Mädchen in Liebe zur Jungfrau verwandelt; auch bei ihr war unvermerkt die Achtung und Dankbarkeit zu dem frühern Lehrer in herzliche Theilnahme, später, da sie seine Liebe zu ihr bemerkte, in die innigste Gegenliebe übergegangen.

Zu ihr eilte er zuerst nach seiner Rückkehr von Lichtenhayn, das Herz war ihm zu voll, und er fand sie glücklicherweise allein. Er theilte ihr das Anerbieten des Gönners mit, zagend, denn es war ja nur ein bescheidenes Glück, was ihm geboten war und nach seiner Meinung nicht geeignet, hierauf ihr den gemeinschaftlichen Gang durchs Leben anzubieten. Der bescheidenen Jungfrau aber schien es hinreichend, sie betrachtete das dem Geliebten ohne sein Zuthun Dargebotene als eine Führung Gottes, machte aber die Entscheidung von der Meinung des alten Kuhns, ihres künftigen Schwiegervaters, abhängig. Glücklich nun in seinem Herzen, offenbarte er seinem Vater des Herrn auf Lichtenhayn gnädiges Anerbieten und sein Herzensverhältniß zu Kunigunde Röber. Das Letztre überraschte den Alten weniger, er mochte wohl längst etwas der Art gemerkt haben, aber er freute sich nicht weniger darüber als über die Schicksalsveränderung, die dem Sohne sich darbot. Zwar legte er die Entscheidung wiederum ganz allein in die Hände seines von ihm eben so geachteten als geliebten Sohnes, konnte aber dabei doch nicht umhin, seine volle Zustimmung im Falle der Annahme der Stelle auszusprechen, denn der alte Mann sehnte sich wieder hinaus auf's Dorf, wie die gefangene Lerche im Stubenkäfich nach den blauen Lüften des Himmels.

So wurde denn unserm Kuhn die Entscheidung von beiden Herzen, die im Kreise seiner Berathung Sitz und Stimme hatten, nicht schwer gemacht und so befand er

sich schon am nächsten Tage wieder auf dem Wege nach Lichtenhayn, dem Gönner seinen gefaßten Entschluß, Schulmeister in Friedersdorf zu werden, mitzutheilen und nochmals seines Herzens Dank auszusprechen. Auch dieser freute sich, versicherte ihm seine bleibende Gnade und drückte ihm beim Abschiede zwei Species in die Hand als Beitrag zur neuen Wirthschaft. Kuhn hatte sie als ein Andenken an die Großmuth jenes Herrn vor der Auswanderung zu bewahren gewußt, bis sie bei dem bereits erwähnten Brande seines Schulhauses mit zerschmolzen und dadurch spurlos verloren gingen.

Es war, als ob sich Alles vereinigte, ihm diese seine Lebenswendung zu erleichtern, denn gegen Kuhns Erwarten legten auch Kunigundens Aeltern seiner offnen Bewerbung um die Tochter, obgleich er ihnen das bescheidne Glück, welches er zur Zeit einer Braut und künftigen Ehefrau bieten könne, als ehrlicher Mann nicht verheimlichte, kein Hinderniß in den Weg, vielmehr die Hände des liebenden Paares in einander und gaben ihm ihren älterlichen Segen um so reicher, je weniger sie ihm durch eine Mitgift den Anfang der neuen Wirthschaft und des angehenden Ehestandes erleichtern konnten. Doch auch ohnedem war das Brautpaar überglücklich und die Engel des Herrn haben sich gewiß gefreut, wenn sie an jenem Abende unsichtbar im kleinen Stübchen Augen- und Ohrenzeugen waren, wo Kunigunde zum erstenmale ihren Bräutigam und alten, künftigen Schwiegervater besuchte, und die Jungfrau und der Greis einander versprachen, sich das Leben in seinen Lasten zu erleichtern, in seinen Freuden zu verschönern und stumm, aber selig und mit Thränen in den Augen stand Lebrecht dabei und betete in der Stille seines Herzens: Herr, sprich Du dazu Dein Ja und Amen!

Daß Kuhn hierauf von dem hochwürdigen Herrn

Ephorus, der als Doctor der Theologie mit doppeltem Nimbus des zu jener Zeit ehrfurchtsvoll angestaunten hohen Kirchenamtes umgeben, sowohl im Heiligthume der Superintendur, in der Studirstube mit den vielen Büchern und dem großen Tische voller Aktenstöße und Schriften, als auch in dem kleinen Dorfkirchlein zu Friedersdorf vor der gesammten Kirchfarth auf den Zahn gefühlt wurde und dabei eben so des gelehrten hochwürdigen Herrn Lob ob der nicht geringen wissenschaftlichen Meriten des jungen Ludimagistri, wie des gnädigen Herrn Collatoris Versicherung von dessen Huld und Gnade für alle Zukunft in Empfang genommen, auch die Bewunderung der Gemeindeglieder wegen der Gelahrtheit ihres neuen Schulmeisters, endlich auch einen herzlichen Händedruck seines künftigen Pfarrers mit in den Kauf bekommen hatte, war zwar für unsern Kuhn nichts weniger als unerfreulich und ein Stein war ihm von der Brust gefallen, als das Alles vorüber war, doch gefiel ihm der Tag bei weitem mehr, wo er nun seine geliebte Kunigunde im Ehrenschmucke des jungfräulichen Kranzes zum Traualtare führte und nachdem der Diener des Herrn ihre Hände zusammengelegt und den göttlichen Segen über sie herabgefleht hatte, daheim in der traulichen Stube der ehrlichen Tischlerfamilie die Segenswünsche der Schwiegerältern, des alten Vaters und der lieben Verwandten sich reichlich über sie ergossen, die auch, was den Kuhnschen Ehestand betraf, ihre Erfüllung durch den Erhörer der frommen Gebete über den Sternen fanden.

An einem unfreundlichen Spätherbsttage des Jahres 1785, wo der Winter seine ersten Vorposten ausschickte, fuhr das junge Ehepaar auf einem Leiterwagen, mit einer Plane bedeckt, welche von dichtem Nebel wohl durchfeuchtet war, traulich auf einem im Vordergrunde

angebrachten Sitze neben einander gerückt, hinter sich die Geräthschaften der neuen Wirthschaft sammt einigen Kleider- und Bücherkisten, in der Schooßkelle des Wagens der Lenker der müden, Schmutz bedeckten Bauerngäule behaglich sitzend, in Friedersdorf dem Kirchlein zu. Vor dem Schulhause hielt der Wagen, den ermatteten Pferden war es eben recht. Gott sei Dank! so wären wir da! riefen Kuhns wie aus Einem Munde und der junge Mann stieg zuerst vom Wagen. Doch die Thür des Hauses wie alle Laden desselben waren geschlossen, indessen kam auf die Kunde von der Ankunft des neuen Schulmeisters bald der nächste Nachbar mit dem Schlüsselbunde, das man ihm anvertraut hatte, und kurz darauf auch der Pfarrer, der hieß seinen künftigen Gehilfen im Weinberge des Herrn sammt dessen junger Frau herzlich willkommen; die Sachen wurden abgeladen, in's Trockne gebracht und fanden am nächsten Tage alle ihren Ort, wohin sie gehörten.

So beschränkt das Schulhaus auch war, es blieb noch manches Räumchen leer, doch richteten sich die jungen Leute ein und fühlten sich bald heimisch und gemüthlich, zumal auch wenige Tage darauf der alte Kuhn ankam und nachhalf, wo es fehlte. Am nächsten Sonntage übernahm Kuhn zuerst seinen Kirchendienst und spielte und sang aus vollem, tiefbewegtem Herzen:

> Sprich Ja zu meinen Thaten,
> Hilf selbst das Beste rathen,
> Den Anfang, Mitt' und Ende,
> Ach Herr, zum Besten wende!

Den Tag darauf kam der Pfarrer in die Schule, stellte den sämmtlichen Schulkindern, aus 63 Stück bestand die kleine Heerde, den neuen Lehrer vor und sprach zu Beiden herzliche und gute Worte; nachdem derselbe sich aber entfernt hatte, nahm Kuhn sein schwarzes

Käppchen ab, denn ein solches war damals der unentbehrliche Ehrenschmuck eines Schulmeisterhauptes, mochte es ein greises oder ein jugendliches sein, und betete mit seinen Kindern aus rechter Herzensinbrunst zu Dem, von welchem allein Segen und Gedeihen zu unsrer Arbeit kommt.

Die Kinder hörten andächtig und mit gefalteten Händen zu, doch wurde es dem neuen Lehrer bald klar, daß er es hier mit einer etwas verwilderten Schaar zu thun habe, wo das Wort allein zur Zucht nicht ausreiche, darum suchte er sich denn bald aus den Haselsträuchern, welche am Schulgarten angrenzten, einen geeigneten Gehilfen und schonte der Ruthe nicht, obgleich er nach Luthers Rath jeden Ruthenstreich in ein Vaterunser wickelte, darum konnte er nach und nach die Ruthe und den Haselstock immer mehr in den Ruhestand versetzen und nur in besondern Fällen, die aber immer seltener kamen, wurden sie vom Gesimse heruntergenommen, machten dann aber um so tiefern Eindruck. In kurzer Zeit schon wurde an des Dorfes Jugend, draußen im Freien wie daheim in den Häusern, des jungen Schulmeisters Zucht und Lehre bemerkbar und der Pfarrer freute sich herzlich des wackern Mitarbeiters, des tüchtigen Lehrers; es schlang sich bald um beide Diener des Einen Herrn für Einen Zweck, das Gottesreich zu fördern, ein inniges Herzensband, gegründet auf gegenseitige Achtung in Beweisen thätiger Liebe.

Wäre nicht der eine Kummer gewesen, daß nach der damals giltigen Schulordnung die Aeltern nicht gezwungen waren, ihre Kinder regelmäßig und täglich zur Schule zu schicken, somit gar oft große Lücken auf den Schulbänken sich zeigten, deßhalb zur Sommerzeit oft unfreiwillig Ferien gemacht werden mußten und mit dem herannahenden Winter die in die Schulstube zurückkehrenden

Kinder wieder des Unkrauts viel mitbrachten, das unterdessen in den Herzen und Manieren frisch aufgewuchert war, so daß die ersten Wochen gewöhnlich die Gehilfen auf dem Gesimse vielfach in Thätigkeit gesetzt werden mußten, so würde sich unser Kuhn ganz glücklich gefühlt haben, denn er vermißte nichts zu seines Herzens Frieden. Seine junge Frau entwickelte täglich neue Talente, wußte ohne Knauserei und den geliebten Mann und dessen Vater darben zu lassen, den Pfennig zum Groschen umzuwandeln, rührte tüchtig ihre Nadel für die Frauen und Jungfrauen des Dorfes, führte ihr Hauswesen trotz einer erfahrenen Hausmutter und fegte und kehrte, ordnete und säuberte, daß Jeder, der in die äußerlich verfallene Wohnung eintrat, im Innern sich wohl und gemüthlich fühlte. Der alte Vater Kuhn befand sich wieder in seinem Elemente, besorgte den Garten, hatte seine Freude an der freundlichen, schmucken Schwiegertochter, fühlte sich stolz auf seinen braven, allgemein geachteten Sohn und wurde fast zum Kinde, da ihm nach einem Jahre der erste Enkel geboren wurde, dem im Laufe der Zeit noch zwei Enkelinnen nachfolgten, so daß ihm Ersatz gegeben war, als der göttliche Kinderfreund den kleinen, erstgebornen Heinrich wieder in sein Himmelreich zurücknahm.

So genügsam und thätig auch das Kuhnsche Ehepaar war, so viel auch der alte Vater seinen Kindern Erleichterung zu verschaffen suchte, so wollte doch, da die Zahl der kleinen Mäuler, die auch alle ihre Nahrung haben wollten und nicht wie Adam und Eva im Paradiese mit einem Feigenblatte statt der warmen Kleidung sich begnügen wollten, sich eingestellt hatte, die spärliche Einnahme beinahe nicht mehr zureichen; Privatstunden ließen die Eltern des Dorfes ihren Kindern nicht geben, kaum daß einige derselben einen Dreier wöchentlich mehr

Schulgeld dran wendeten, daß der hoffnungsvolle Sohn auch die Feder zum Schreiben des Namens und den Schieferstift zum Rechnen der fünf Species führen lernte, und doch blieb dem Schulmeister gar viel freie Zeit übrig, namentlich in den Sommermonaten, wo die Kinder auf den Wiesen und in den Wäldern die Kühe hüteten oder auf den Feldern die Aehren zusammenlasen, welche der Rechen des Bauers nicht weggerafft hatte. Da half unserm Kuhn der himmlische Versorger, der Weg hat allerwegen und dem es nicht an Mitteln fehlt, ganz wunderbar und eröffnete ihm eine andre Erwerbsquelle neben seinem Schulmeisteramte.

In Bornstädt, dem nächsten von Friedersdorf nur ein Stündchen entfernten Städtchen, hatte sich ein Vetter von Kuhns Frau seit einem Jahre als Tischlermeister angesiedelt und mit diesem, Rahmfeld mit Namen, der ein junger, nicht ungebildeter Mann war, der auf seiner Wanderschaft selbst Hamburg, Wien und Paris gesehen hatte, schloß Kuhn bald eine innige Herzensfreundschaft. So geschickt Meister Rahmfeld den Hobel und die Säge zu führen wußte, desto weniger war dieß bei ihm mit der Feder der Fall und er fühlte diesen Mangel bald schmerzlich; da machte er bei einem Besuche in Friedersdorf dem gelehrten Vetter und Freunde den Vorschlag, sich gegenseitig mit ihren Kenntnissen und Geschicklichkeiten auszuhelfen: Kuhn solle ihm jeden Sonntag Nachmittag, wo er nach Friedersdorf kommen wolle, in der edeln Schreibkunst Unterricht ertheilen, er dagegen wolle seinem lieben Vetter, wenn er wöchentlich einigemal in der Stadt ihn besuchen wolle, Anweisung im Tischlern geben, da Kuhn schon in seinen Knabenjahren eben so viel Geschick als Lust zu Schnitzeleien gezeigt hatte. Mit Freuden ging der Schulmeister auf diesen Vorschlag ein und so begann zwischen den Freunden ein für beide

Theile gleich vortheilhafter Tauschhandel der gegenseitigen Fertigkeiten, wobei Jeder seinen Lehrmeister Freude zu machen suchte.

Das erste Werk, welches Kuhns Hände zu Tage zu fördern suchten, war eine Hobelbank und im Triumphe wies er derselben seine Stelle in einer Kammer an, die er sich nach und nach zu einer vollkommnen Tischlerwerkstatt einrichtete und sein Werkzeugvorrath erreichte den höchsten Grad der Vollständigkeit, als seinem Schwiegervater Röber im zweiten Jahre der Lehrlingszeit Kuhns der Sarg gemacht worden war, nachdem dieser dies letzte Haus des Friedens für so manchen Heimgegangenen gefertigt hatte. Von da an ging aus Kuhns kunstfertigen Händen manches Hausgeräth hervor, womit er zuerst das Fehlende im eignen Hause deckte, später aber auch für seine Gemeindeglieder das Gewünschte fertigte, so daß noch heute in Friedersdorf mancher Brodschrank und manches Spahnbette als Andenken an ihren alten Schulmeister aufbewahrt und in Ehren gehalten wird; doch lieferte er seine Arbeiten nie gegen Bezahlung in Geld, sondern tauschte stets dagegen Victualien ein, um auch in dieser Beziehung sich gegen etwaige Beschwerden der Innungen wegen Pfuscherei sicher zu stellen. Als später auch sein sämmtliches Handwerkszeug von den Flammen verzehrt, seine freie Zeit mehr beschränkt und sein Augenlicht immer dunkler wurde, mußte er auch auf diese seine Lieblingsbeschäftigung in seinen freien Stunden verzichten und nur am spätesten Lebensabende suchte er wenigstens durch Schnitzeleien und Beschäftigung mit Holz, so weit dieß durch das bloße Gefühl zu bewerkstelligen war, die Zeit sich zu verkürzen. Als seine älteste Tochter Karoline zehn Jahre alt war, führte der Engel des Todes auch den greisen Kuhn in hohem Alter in die bessern Gefilde; er entschlief mit Segenswünschen für seine Kinder auf

den erblassenden Lippen und manche stille Thräne fiel auf die Breter, aus welchen der Sohn dem Vater das stille Kämmerlein fertigte.

Ohne besondre Ereignisse flossen nun im Friedersdorfer Schulhause im stillen, häuslichen Glücke und mit sichtbarem Segen im Amte viele Jahre dahin und die beiden Töchter wuchsen heran und halfen in Thätigkeit und großer Geschicklichkeit und Fleiß durch Fertigung weiblicher Arbeiten die Sorgen des Haushaltes erleichtern, bis im Jahre 1807 es unserm Kuhn tiefen Schmerz bereitete, seinen bisherigen lieben Pfarrer und wahren Freund, welcher zu einem andern Pfarramte berufen worden war, scheiden sehen zu müssen. Es war ihm, als fiele ein Stück von seinem Herzen ab, denn die Beiden hatten in seltenem Einverständnisse und Herzensgemeinschaft zusammen gelebt, gewirkt und sich gegenseitig in dem Wege zur Gottseligkeit gefördert, und obgleich der neue Pfarrer ihm viel Wohlwollen bewies, den fortgezogenen Freund konnte er ihm nicht ersetzen. Zwei Jahre darauf traf unserm Kuhn das doppelte Unglück, womit wir unsre Erzählung begannen und wir knüpfen nun die Fortsetzung derselben wieder an jenes Ereigniß an.

Das Feuer wurde gelöscht, der Engel des Herrn breitete seine Fittige über die übrigen Häuser und Güter des Dorfes aus, nur das Schulhaus lag bis auf den Grund in Schutt und Asche und das daranstehende Gärtchen mit seinen netten Blumenbeeten, wohlbestandenen Gemüsestücken und jungen Bäumchen war ein Gräuel der Verwüstung, selbst der alte, große Birnbaum neben dem Hause war in seinen Hauptästen verkohlt, die noch daran hängenden Blätter waren von der Glut zusammengeschrumpft und wehrten sich im Tode noch, von ihren Zweigen herabzufallen: es war ein trauriger Anblick! Nach vielen stundenlangen Bemühungen gelang

es auch, zuerst Christianen, dann den Schulmeister in's Leben zurückzurufen und es ergab sich, daß die Tochter leichter, dagegen der Vater bedeutender vom unmittelbar zwischen ihnen hindurch gefahrenen Blitzstrahl verletzt worden waren. Kuhn erwachte wie aus einem schweren Traume, vor seinen Augen glühte noch der gewaltige Feuerstrom und mehrere Wochen vergingen, ehe er das Lager verlassen konnte; Christiane erholte sich früher. Seine Seele durchzogen schmerzliche Gefühle, als er zum erstenmale wieder die Stelle betrat, wo das Haus gestanden hatte, in welchem er beinahe ein Vierteljahrhundert glücklich gelebt hatte; die Trümmern und der Schutt waren weggeräumt, die Beete im Garten hatte man möglichst wieder herzustellen gesucht, nur der alte Birnbaum streckte ihm klagend seine kahlen, schwarzen Aeste entgegen. Obschon Kuhn sein ganzes mühsam errungenes und zum Theil selbstgefertigtes Eigenthum verloren hatte, war seine Seele doch gefaßt, denn mit des gläubigen Christen Ergebung in den göttlichen Willen sprach er mit Hiob: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt! und doch konnte er es nicht hindern, daß ihm einige heiße Thränen über die Wangen herabliefen.

Die brüderliche Liebe, das herzliche Wohlwollen seiner sämmtlichen Gemeinde, das thätige Erbarmen erwies sich an ihm in unzähligen rührenden Erweisungen und auch er mußte die Erfahrung von der Wahrheit des alten Volksspruches machen: Kriegsunglück und Feuersbrand segnet Gott mit milder Hand. Es wurde ein neues, bequemes und geräumiges Schulhaus, etwas entfernt von der Stelle des alten, erbaut und nachdem Kuhn anderthalb Jahr in dem gastlichen Bauernhause auf einem Nebengebäude gewohnt und geschulmeistert hatte, zog er in das neue Schulgebäude ein, aber trotzdem daß es

stattlicher war und mit seinem rothen Ziegeldache freundlich unter grünen Bäumen durchleuchtete, er wäre lieber wieder unter sein altes Strohdach zurückgekehrt, und fürwahr sein Leben war von nun an, mit Ausnahme weniger heitern Sonnenblicke, beinahe eine zusammenhängende Kette von Trübsal und Schmerzenserfahrungen.

Das Jahr nach seinem Einzuge hielt ein benachbarter Schulmeister, ein ehrenwerther Mann auf einer guten Stelle, um die Hand seiner jüngsten Tochter Christiane, welche sich gänzlich von ihrem Blitzunfall erholt hatte, an; das war einer jener seltenen Sonnenblicke, die finstern Wolken kamen schon das nächste Jahr darauf: seine Tochter starb im ersten Wochenbette; seine Enkelin, deren Geburt das Leben der Mutter gekostet hatte, nahm er zu sich, sie war seines Herzens Freude, ein liebes, blondes Kind; im sechsten Lebensjahre starb es an der Bräune. Wer ein Kind an dieser schrecklichen Krankheit hat sterben sehen, weiß, welch ein herzzerreißender Anblick der Todeskampf eines solchen jungen Lebens ist. Kuhn mußte diesen Kelch bis auf den letzten Tropfen leeren und sein Herz blutete aus tiefern Wunden beim Begräbnisse, als dies selbst bei des Kindes Vater der Fall war, der sich indessen wieder verheirathet und aus dieser zweiten Ehe bereits drei Kinder hatte.

Einige Jahre nach dem Brande, nachdem er sich einigermaßen wieder erholt hatte, beraubten ihn böse Menschen eines beträchtlichen Theiles seines Eigenthums. In einer stürmischen, finstern Nacht brachen Diebe in die im Erdgeschosse befindliche Schulstube ein, wo die Wäsche der ganzen Familie zum Behufe der Reinigung in zwei großen Wannen sich befand; am andern Morgen fand man mit Entsetzen die erbrochenen Laden und eingedrückten Fensterscheiben, so wie die leeren Gefäße und hinter einem Haselgesträuche ohnweit des Gartens den Platz, wo man

die geraubte eingeweichte Wäsche ausgewunden und in Körbe verpackt, in Sicherheit gebracht hatte. Der Verlust war für die Familie höchst bedeutend und es gehörten wiederum viele Jahre dazu, ehe ihn die Familie überwand; vom gestohlnen Gute und von den Dieben wurde ohngeachtet der genauesten Nachforschungen nichts entdeckt, dem Gerichte am letzten Tage aber werden die bösen Menschen nicht entgehen.

So schmerzlich dies Alles war, so zog sich doch ein noch schwereres Unglückswetter immer näher und drohender für Kuhn und dadurch auch für seine Familie am Lebenshimmel auf; es traten nämlich die Folgen des verhängnißvollen Blitzstrahles an der Gesundheit Kuhns auf das Traurigste hervor: seit jener Zeit litt der arme Schulmeister an heftigem Gesichtsschmerze, bekanntlich einer der empfindlichsten, welchen es für den menschlichen Körper gibt. Alle Mittel wurden versucht, nahe und ferne Aerzte zu Rathe gezogen, Electrisirmaschinen in Bewegung gesetzt, selbst ausländische Bäder besucht: die Linderung war jederzeit nur von kurzer Dauer, was aber das Schlimmste war: seine Sehkraft verminderte sich von Jahr zu Jahr, zuletzt mit rasender Schnelligkeit, so daß er im Jahre 1824, obgleich bereits 62 Jahre alt, doch übrigens körperlich rüstig und gesund, nur noch einen schwachen Lichtstrahl auf dem linken Auge hatte und es nun zur unabweislichen Nothwendigkeit wurde, ihm einen Amtsgehilfen zu geben. Abgesehen von den Seelenleiden, welche dadurch unserm Kuhn bereitet wurden, der durch und durch von Eifer und Liebe für seinen Lehrerberuf erfüllt war und nun demselben im Hauptwerke entsagen mußte, — und es war rührend zu hören, wenn er seinem Herzensschmerze, den er den Seinigen zu verbergen suchte, durch die klagenden Töne und Accorde seiner Orgel, durch die wehmüthigsten Vorspiele

zu den herzerhebenden Melodien unsrer Kirchenlieder Luft machte und das gepreßte Herz erleichterte und es ist in jener Zeit manches Auge der andächtigen Hörer, welche diese Klag- und doch auch Trostesstimmen verstanden, feucht und zur innigsten Theilnahme für den blinden Mann bewegt worden, manche Fürbitte für ihn an heiliger Stätte aus der Stille des Herzens hinauf zu Dem gestiegen, der einst den Blinden die Augen öffnete, doch hier es für gut fand, die Bitte zu versagen, — so eröffneten sich dadurch auch für die Familie in Bezug auf ihren künftigen Lebensunterhalt die traurigsten Aussichten, denn ohngeachtet daß die Kinderzahl der Gemeinde gestiegen, das Schulgeld etwas erhöht war und regelmäßig entrichtet werden mußte, so trug doch, Alles in Allem gerechnet, die Stelle nicht mehr als 147 Thaler, und davon sollte er von nun an den dritten Theil an einen Substituten abgeben, demselben auch Wohnung in seinem Schulhause gewähren.

Von der Wahl desselben hing nun das künftige Lebenswohl der Familie großentheils ab, es wurde aber dieselbe dem Collator um so schwerer gemacht, da zu der Stelle mit 49 Thalern Gehalt kein Andrang von Bewerbern war. Nur Zwei meldeten sich und von diesen Beiden hielt der gnädige Herr unter den obwaltenden Verhältnissen den einen, Gottfried Schramm, für den geeignetsten.

Es war dies ein unverheiratheter Mann von 28 Jahren, nicht ausgezeichnet an Geistesgaben und Lehrtalent, desto mehr aber an Herzen und Sittenreinheit, denn auch sein Lebensgang war bis dahin ein dornenvoller und mühseliger gewesen, in der Schule des Kreuzes war er erfahren und hier der ersten Censur unbedingt würdig und paßte in so fern recht in diese unter dem Kreuze seufzende und darin erfahrne Familie. Ein Kind armer

Bürgersleute in einer Stadt an der Elbe, hatte sich Schramms einer seiner Lehrer angenommen und wegen seiner unüberwindlichen Herzensgüte und unermüdeten Fleißes lieb gewonnen und beschlossen, ihn zum Lehrer auszubilden. Im zwanzigsten Lebensjahre bekam er sein erstes Schulamt und bekleidete es bereits seit acht Jahren, aber welcher Art war es? Er war in einem Dorfe an der Elbe Wanderschullehrer gewesen, eine Einrichtung, welche leider erst durch das Erscheinen des Volksschulgesetzes im Jahre 1835 in Sachsen ihr Ende erreichte. Solche Lehrer hatten kein eignes Schulhaus, sondern mußten allwöchentlich von einem Bauergute zum andern wandern, wo sie in der Wohn- und Wirthschaftsstube den Unterricht ertheilten und von dem betreffenden Gutsbesitzer Kost und Schlafstelle erhielten. Dabei war es nicht selten vorgekommen, daß Schramm auf den Oberböden unter dem Dache geschlafen hatte, und wenn dies schlecht beschaffen war, zur Winterszeit den Schnee erst von seiner Bettdecke wegstreichen und in dem durchnäßten Lager die Nacht zubringen mußte. Dabei litt auch die rüstigste Gesundheit und auch die Schramms hatte dabei Schiffbruch gelitten, er sah blaß aus und hatte zuweilen, wenn auch zur Zeit noch leichte Anfälle von Gicht, namentlich auf der rechten Seite.

Darum war der arme, junge Mann seelenfroh, als ihm die Substitutenstelle zu Friedersdorf zugesichert wurde und in Bezug auf das Familienleben hätte auch für Kuhns die Wahl nicht glücklicher getroffen werden können. Schramm fühlte sich nach seinem Nomadenleben unter oft rohen Landleuten jetzt in den eignen, festen vier Pfählen im Schooße dieser Familie, die ihm Alles an den Augen absah und Gott dankten, eine so gute Seele in ihr Haus bekommen zu haben, wie im Himmel und war dankbar für Alles und genügsam mit Allem, ja

zuletzt gewann er die noch im Hause befindliche ältere Tochter Karoline, ohngeachtet sie acht Jahre älter als er war, so lieb, daß er ihr gern die Hand zur gemeinschaftlichen Lebenswanderung geboten hätte, doch seiner Bescheidenheit fehlte der Muth. Seiner Blödigkeit kam der gnädige Herr zu Hilfe, welcher wohl merkte, wo der Schuh ihn drücke und dem diese Familienverbindung um Beider willen nur erwünscht war. Dieser sprach mit Karolinen und obgleich diese, eine höchst ehrenwerthe Jungfrau, allen Heirathsgedanken längst entsagt hatte, zumal sie in früherer Zeit eine traurige Erfahrung für ihr Herz von der Wandelbarkeit und Untreue der Männerherzen hatte machen müssen, entschloß sich aus Rücksicht auf ihren Vater und aus Mitleid mit dem jungen Manne ihre Einwilligung zur Verheirathung mit Schramm zu geben. Die Verlobung fand auf dem Rittergute statt, wurde dort mit einem Festmahle gefeiert, daheim aber sprach man sich erst das volle Herz aus und es schien nun für die wieder in Eine verschmolzene Familie eine freundlichere Zukunft aufzugehen. Doch es schien nur so, der Himmel umwölkte sich auf's Neue. Während des alten Kuhns Augenlicht und frühere, rege Geistesthätigkeit immer mehr erlosch, wurde der Gichtstoff in Schramms Körper immer mächtiger und lähmte nach und nach seine ganze rechte Seite.

Da starb im Jahre 1834 der alte Pfarrer in Friedersdorf und ich erhielt das Seelsorgeramt in der Gemeinde. Mit bangem und schwerem Herzen hatte die Schulmeisterfamilie der Wahl des neuen Pfarrers entgegengesehen, auf seine Menschenfreundlichkeit war ihre Hoffnung gestellt. Darum erschien, noch ehe ich mein Amt antrat, Frau Schulmeister Schramm bei mir, ihr Vater war ja blind, ihr Mann am rechten Fuße gelähmt, ihre Mutter hatte das Jahr vorher der stille

Herzenskummer in's Grab gelegt, und stellte mir ihre ganze traurige Lage vor, wegen der Zukunft an mein Herz appellirend. Diese Fülle menschlichen Elendes ergriff mein Herz auf's Tiefste, es hätte müssen von Stein sein, ich tröstete sie in Bezug auf die Gegenwart und gab ihr für die Zukunft die besten Verheißungen. Ich vergesse die Stunde nie, als ich das erste Mal in die Wohnstube dieser Familie eintrat, der alte blinde Mann in seiner ehrwürdigen Greisengestalt mir entgegentappte, meine Hand ergriff und dann mit der seinigen mein Gesicht befühlte. „Nehmen Sie mir das nicht übel, lieber Herr Pastor," sprach der Greis, „ich kann Sie aber nicht sehen und möchte doch ein Bild von Ihrem Antlitz haben. Sie sind der dritte Geistliche hier, seitdem ich in Friedersdorf lebe, was kann ich von Ihnen hoffen? O, ich weiß es, viel, denn mein Gebet zu Gott hat Sie mit auf diese Stelle gebracht, ich denke, Sie werden im Geiste meines ersten lieben Pfarrers hier gegen uns handeln. Sie sind ein junger Mann, haben Sie Erbarmen mit einem alten, blinden Mann und mit einer vom Herrn schwer heimgesuchten Familie, und nun segne Sie der Herr, unser Gott! er segne Ihren Ausgang und Eingang!" und dabei legte er zuletzt seine Hand auf mein Haupt; Schramm aber und seine Frau standen dabei und weinten stille Thränen.

Mir stieg das Wasser dabei auch in die Augen, ich fühlte das Zittern von Kuhns Hand und die Kraft seines Segens rieselte durch meinen Körper und durchdrang mein Herz. Ich nahm seine segnende Hand, führte ihn zu seinem Sorgenstuhle und gelobte ihm, Freund und Stütze zu sein, so weit meine Kraft reiche; des Greises frommer Segen ist an mir nicht unerfüllt geblieben. Auch ich suchte nun meinem Versprechen auf's Beste nachzukommen; indessen Schramms Zustand verschlimmerte

sich von Tage zu Tage, die Lähmung der rechten Hand nahm so überhand, daß er zuletzt nicht mehr schreiben und die Orgel spielen, die Schwäche des rechten Fußes, daß er nicht mehr gehen konnte und auch in seinem geistigen Zustande war ein merklicher Rückgang sichtbar. Auf den gemeinsamen Berufswegen führte ich ihn und mußte demohngeachtet ihn zuweilen unter der Obhut eines Mannes zurücklassen, wenn Leichen aus den eingepfarrten Dörfern zur Beerdigung von uns abgeholt wurden, dann den Zug allein anführen und den Gesang leiten; ich übernahm den Unterricht in den meisten Lehrgegenständen, aber für die Länge der Zeit konnte dies ohne wesentliche Beeinträchtigung des gesammten Schulzustandes und Kirchendienstes nicht währen, zudem machte das neue Schulgesetz vom Jahre 1835 erhöhte Ansprüche an die Lehrerthätigkeit.

Indessen war es mir doch, namentlich durch die gütige Unterstützung und freundliche Nachsicht des Ephorus gelungen, bis zum Jahre 1837 das Räderwerk in Gang zu erhalten, da erkannte die Schulmeisterfamilie selbst, daß eine Aenderung nicht länger zu verschieben sei und ich mußte um einen dritten Lehrer, um einen Substituten für den Substituten anhalten und von einer Stelle von 200 Thalern, welche Geldhöhe sie bereits mit Opfern von Seit n der Gemeinde dem neuen Gesetze gemäß erreicht hatte, sollten von nun an drei Lehrer leben. Welche Ströme von Thränen aber bis dahin in dem Schulhause zu Friedersdorf geflossen, welche Summe von Seufzern zum Helfer über den Sternen emporgestiegen, welche schwere Schmerzensstunden verlebt worden sind, kann meine Feder nicht aufzählen und nacherzählen, der mitleidige Leser wird sie alle nachempfinden.

Es war ein schwüler Sommertag, noch schwüler und dunkler aber war es in den Herzen der dabei zunächst

Betheiligten, als diese Angelegenheit von der Schulbehörde in meinem Pfarrhause geordnet wurde: der alte blinde Kuhn, nun beinahe auch noch taub, geleitet von der Hand eines alten Bauers, einst sein Schüler; der gelähmte Schramm, geführt und unterstützt von zwei Gemeindegliedern; der Ephorus, den Vorsitz führend; zu seinen beiden Seiten der Collator und der weltliche Schulinspector; neben diesem der Pfarrer und dann die Vertreter der Schulgemeinde, meist Schüler des greisen Kuhn, und dazu eine Verhandlung, wo es sich um die künftige Existenz von drei Lehrern handelte, von denen der eine bereits 52 Jahre, der andere 21 Jahre nach Kräften gedient hatten und der dritte, neu anzustellende, seine ganze Kraft und Thätigkeit der Jugend einer Kirchgemeinde widmen sollte, in alle Dreie eine Summe von 200 Thalern zu theilen: das wäre ein Bild gewesen, würdig in eine Ständeversammlung versetzt zu werden, wo Regierung und Volksvertreter das Unterrichtsbudget berathen, oder in ein Schauspielhaus, wo Sänger und Sängerinnen mit Tausenden von Thalern Gehalt die Ohren des kunstliebenden Publikums ergötzen. Doch die schwere Aufgabe wurde gelöst: ein Dritttheil des Ertrags der Schulstelle, die Summe von 66 Thalern und 20 Neugroschen wurde dem alten Emeritus Kuhn als Gnadengehalt; zwei Dritttheile, die Summe von 133 Thalern 10 Neugroschen dem neuen Lehrer, und 50 Thaler, theils aus Staatskassen, theils aus Privatmitteln dem emeritirten Substituten Schramm zugetheilt. Man erlasse mir hierbei die Bemerkungen und Betrachtungen mitzutheilen, welche jedem Leser bei Erwägung solches Lohnes für Volkslehrer von selbst sich aufdrängen werden, denn was will hierbei ein Geschenk sagen, welches Seiten der Staatsregierung dem blinden Kuhn zu Theil wurde, da er sein funfzigjähriges Amtsjubiläum feierte oder die geringen

Unterstützungen, die ihm jezuweilen durch die besondere Güte des freundlichen Ephorus dargereicht wurden? Waren es doch nur Gnadengeschenke, wozu es oft vieler Fürbitten bedurfte!

Ein günstiges Geschick war es allerdings, daß die beiden emeritirten Lehrer nur Eine Familie bildeten, wie aber, wenn der Eine oder der Andre starb? Dennoch kehrten mit Dank gegen Gott und mitleidige Menschen das unglückliche Schulmeisterpaar von dieser traurigen Verhandlung, wobei den mitfühlenden Augenzeugen schier das Herz hätte brechen mögen, heim, aber die Nachwehen kamen und der Schmerz und Jammer war groß, als bei dem Amtsantritte des neuen Lehrers die Familie das liebe Schulhaus verlassen mußte, in dessen bekannten Räumen sich der blinde Kuhn doch ohne Führer zurecht zu finden gewußt hatte. Indessen das Menschenherz kann viel Schmerz aushalten, ehe es unter der Wucht bricht, so ging auch dies vorüber und sie bezogen ein Häuschen ohnweit der Kirche, wo sie doch noch in der Nähe des lieben Gotteshauses weilten und die Stimme der Glocken in ihrer vollen Kraft, ja sogar an den Sonn- und Festtagen die Töne der wohlbekannten Orgel, welche sie so oft gespielt hatten, vernehmen konnten.

Ich besuchte oft meinen alten Vater Kuhn und brachte manchen schönen Abend bei den beiden unglücklichen Männern zu, obgleich Kuhn immer harthöriger und Schramm beinahe kindisch am Geiste wurde, und der blinde Greis war nie glücklicher, als wenn er mir ein Päckchen Späne für meine Tabakspfeife oder ein Bündel Nelkenstäbe für meine Blumen schenken konnte, mit welcher Beschäftigung er sich die lange Nacht, die ihn umgab, noch zu verkürzen wußte. Mit Riesenschritten dagegen ging es mit Schramms körperlichem und geistigem Zustande rückwärts, seitdem er in den Ruhestand versetzt worden war; er

hatte sich bis dahin noch über seine Kräfte angestrengt, nun brach die längst morsch gewordene Maschine gänzlich zusammen. Es dauerte nicht lange, so konnte er sich, nun auf das Lager gestreckt, ohne fremde Hilfeleistung und Unterstützung nicht mehr regen, sondern mußte gleich einem schwachen, hilflosen Kinde gefüttert und gehoben werden, bis im September 1843 der Engel des Todes ihn von allem Leid der Erde erlöste und seine nun von den Banden des elenden Leibes befreite Seele den höhern, bessern Gefilden zueilte. Auch das mußte der nun bereits 81jährige Kuhn noch erleben und doch dankte er mit seiner Tochter und noch einer treuen Seele, der bald auch Erwähnung geschehen soll, Gott unter Thränen, daß der arme Dulder Schramm seiner Leiden nun ledig und seine Prüfungszeit hinieden zu Ende war; ach, mit Schmerzen sehnte der müde Greis sich selbst nach gleichem Schicksale, doch er hatte den Leidenskelch noch nicht bis auf den Grund ausgeleert, er mußte noch länger leben, um noch mehr Schmerzen zu ertragen, noch mehr Leid zu erfahren.

Als ein hartes Geschick beklagte er es, als ich ihm eines Abends im Jahre 1846 mittheilen mußte, daß mich Gott in einen andern Weinberg, fern von Friedersdorf, berufen habe und wir uns, wenigstens der leiblichen Gemeinschaft nach, trennen müßten. Mein Herz blutete mit, als er dabei in heiße Thränen ausbrach. „So wollen Sie uns auch verlassen, lieber Herr Pastor, ach, es war noch immer mein schönster Gedanke, daß Sie mich einst zu meinem Grabe geleiten und die Meinigen trösten würden; so muß ich nun zum zweiten Male einen lieben Pfarrer, der mir Freund und Bruder war, ziehen sehen und noch den vierten Geistlichen hier erleben?" So klagte er und hielt dabei meine Hand so fest, als wolle er mich nicht fortlassen. Obgleich selbst

tief betrübt, suchte ich ihn zu beruhigen und versicherte ihm, daß ohngeachtet der Trennung durch den Raum, wir in der Liebe und Herzensgemeinschaft Eins bleiben, ich ihn auch jährlich einmal besuchen und von mir und den Meinigen fleißig Kunde zukommen lassen würde. Doch er schüttelte den weißen Kopf dabei und wollte dieses Ersatzmittel nicht als hinlänglich für sich anerkennen. Ich übergehe daher auch die Abschiedsstunde von ihm, als diese geschlagen hatte, es wird mir fast das Herz selbst wieder weich. Trennungsstunden sind die schwersten Stunden mit im Menschenleben, da regt sich die Liebe am mächtigsten und läßt uns ihre Seligkeit und ihr Weh am lebendigsten empfinden. Doch diese Scheidestunde war nur ein schwaches Vorspiel von einer mit der so eben erwähnten nicht zu vergleichenden, welche er das Jahr darauf erfahren mußte. Es ist leicht zu ermessen, daß die Pflege zweier so hilfloser Männer das Maaß der Kräfte einer schwachen Frau übersteigen mußte, darum hatte die Frau Schulmeister Schramm, deren Ehe glücklicherweise eine kinderlose geblieben war, bereits im Jahre 1833 ein Schwesterkind ihres Mannes, Luise, als eilfjähriges Mädchen zu sich genommen und mit demselben trat ein Engel in das Haus des Elends. In einem wohlgestalteten, doch reizlosen Körper wohnte eine edle, herrliche Seele, und ich gedenke noch mit Freuden des Confirmationsunterrichtes, den ich ihr ertheilte, so wie der täglich sich mehr entfaltenden Blüthe ihres ächt christlichen Gemüthes, wovon ich zwölf Jahre Zeuge war.

Mit der innigsten Zärtlichkeit hing sie an ihrer Pflegemutter, mit unermüdeter Treue stand sie derselben in der Pflege des unglücklichen Oheims bei, durch freudigen und rastlosen Fleiß suchte sie die Sorgen des Haushaltes zu erleichtern, aber vor Allem hing sie mit einer rühren-

den Liebe an dem gichtbrüchigen, blinden und schwerhörigen hochbejahrten Greise, ihrem Papa, wie sie ihn liebkosend nannte. Als ihr Oheim Schramm gestorben war, wünschten Luisens Aeltern, nicht unbemittelte Bürgersleute in Schramms Vaterstadt an der Elbe, ihre Rückkehr in's Vaterhaus und ihre Pflegemutter stellte ihr nicht nur ihren Entschluß ganz frei, sondern unterstützte sogar der Aeltern Wunsch, dankbar, daß man ihr Luisen so lange gelassen habe. Aber diese hatte längst schon entschieden: das stille Dörfchen zog sie der lebhaften Stadt, die Hütte des Elends dem Wohnhause fröhlichen Familienlebens, die Sorgen der Nahrung dem Wohlstande, die Pflege eines alten Mannes den Freuden der weltlich gesinnten Jugend vor. „Nein, ich verlasse euch nicht, wenn ihr mich nicht selbst verstoßet! Ihr habt mich groß gezogen und eure Armuth mit mir getheilt, und nun sollte ich fortgehen und dich mit dem alten Papa allein lassen? Der kann ja nicht ohne mich leben, nein, ich verlasse euch nicht." So sprach Luise und arbeitete mit ihrer Pflegemutter um die Wette; mit sinniger Freude pflegte sie Blumen, des Abends las sie mit unendlicher Anstrengung dem schwerhörigen Greise vor, leitete den Blinden, sah ihm jeden Wunsch an den Augen ab, bereitete ihm manche kleine freudige Ueberraschung, tröstete und erhob den oft tief Gebeugten mit der Kraft glaubensvoller Zuversicht, kurz eine Jungfrau kann nicht zarter und aufopfernder dem Geliebten sich widmen, als dieses Mädchen dem hilflosen, schwachen Greise; nur eine Reise auf einige Tage in die von ihr zehn Meilen entfernte Heimath und das Vaterhaus war ihr Genuß und ihre Erfrischung in jedem Jahre und auch dann konnte sie nicht beschreiben genug, welche Sehnsucht sie zuletzt nach ihrem alten Papa und ihrem stillen Dörfchen ergriffen habe. Dafür war sie der Aug-

apfel des alten Mannes, die einzige Stütze und Hoffnung ihrer verwittweten Pflegemutter, ein Liebling des ganzen Dorfes, der Gegenstand der Achtung aller Bekannten in der Nähe und Ferne, und sie segnend schied ich bei meinem Amtswechsel von ihr, doch blieb ich, meine Frau und Kinder, die in unendlicher Liebe an dem kindlichen Gemüthe Luisens hingen, mit ihr in steter Verbindung.

Da brach im October 1846 Abends 8 Uhr in einem ganz dicht neben ihrer Wohnung stehenden Bauergute Feuer aus und die Glut schlug, vom Winde getrieben, zuerst gerade hinüber nach ihrem mit Stroh gedeckten Hause, Luise aber war gerade in diesem Augenblicke auf dem Rittergute, sich neue Arbeit holend. Mit Mühe machte die verwittwete Schramm ihrem alten Vater, der sich schon zur Ruhe begeben hatte, die drohende Gefahr verständlich, als athemlos das geängstete Mädchen herbeieilte und vor Allem den geliebten Papa mit in Sicherheit brachte. Doch der Schreck und die Angst um den lieben Alten und die allein im Hause weilende Pflegemutter war für sie zu groß gewesen und hatten ihre Nerven dermaßen erschüttert, daß einige Tage nach dem Brandunglücke, wobei Gott ihre Wohnung noch gnädiglich verschont hatte, eine gänzliche körperliche Stockung und Lähmung bei ihr eintrat und sie unter namenlosen Schmerzen das Lager suchen mußte.

Vierzehn Tage darauf reiste ich nach Friedersdorf, um die in meiner dermaligen Gemeinde gesammelten Gaben an Getreide und Geld meinen armen Verunglückten zu überbringen und ihnen Worte des Trostes und der Ermuthigung zuzusprechen. Trauernd stand ich an den Trümmern der mir wohlbekannten, einst benachbarten Gebäude, trauriger aber war der Anblick, welcher sich mir beim Besuche der lieben emeritirten Schullehrer-

familie darbot. Dem alten Papa Kuhn flossen Ströme von Thränen aus den erloschenen Augen, die verwittwete Schramm war zu Boden gebeugt von Sorge und Schmerz, Nachtwachen und Krankenpflege, und Luise lag eine halbe Sterbende, aber ergeben und mild, wie im Leben, so auch auf ihrem Schmerzenslager. Schon hatte die Lähmung die edeln innern Theile ergriffen, regungslos war ihr Körper, mit Mühe, aber mit von der Freude des Wiedersehens verklärtem Gesichte reichte sie mir ihre kalten Hände.

Keine Klage entströmte ihrem Munde, sie hatte nur Worte des Trostes für ihre Lieben; ihr Tod war ihr gewiß, sie hatte in Bezug auf ihr Begräbniß bereits Alles geordnet, still und geräuschlos wie ihr Leben, und zu ihrem Leichentexte hatte sie, die reine Seele, sich Luc. 18, 13. gewählt, ich würde ihr das Wort des Herrn, Matth. 5, 8. womit ich sie bei ihrer Confirmation einsegnete, zuertheilt haben. Ich sprach noch manches erhebende Wort mit ihr, stärkte mich an ihrer Gemüthstiefe und Glaubensstärke und reichte ihr beim Abschiede die Hand zum Nimmerwiedersehn, das heißt nur für diese Erde, mein Herz aber war tief bewegt und doch auch mächtig erhoben. Oft noch hat ihr letzter Seelsorger, ein trefflicher Mann, sie besucht, Stunden lang an ihrem Bette gesessen und köstliche, gesegnete Blicke in die Tiefe dieser durch Christum verklärten Seele gethan. Alle menschliche Kunst der Aerzte aber war hier zu Ende, sie lebte noch 8 Tage, nach dem ich sie zum letzten Male gesehen. Noch den Tag vor ihrem Ende kam ihre jüngste Schwester, mit ihr hat sie noch viel gesprochen, denn sie hatte ihr volles Bewußtsein bis zum letzten Augenblicke und nachdem sie noch mit schwacher Stimme dem alten Papa Lebewohl auf baldiges Wiedersehen zugerufen hatte, schlief sie so ruhig ein, daß ihre

Angehörigen lange in Zweifel waren, ob sie todt sei oder nur schlafe. Dieser selige Tod erfolgte den 15. November früh 2 Uhr.

Der Verklärten, in welcher Christus eine Gestalt gewonnen hatte, war allerdings wohl, aber ihren Hinterlassenen um so weher. Der Wittwe Schramm, dem schwachen Weibe, lag nun allein die Pflege des alten, hilfsbedürftigen Vaters, die Sorge für des Lebens Unterhalt ob und die Hoffnung ihrer Zukunft, die Stütze ihres Alters ruhte im Grabe. Aber nicht minder beklagenswerth war der lebensmüde, 86jährige Greis, mit Thränenströmen beweinte er seine Luise, die ihm überall fehlte und er sehnte sich herzlich, ihr recht bald nachzufolgen und an ihrer Seite zu ruhen. Doch er mußte, bevor dieser sein letzter und heißester Wunsch erfüllt wurde, noch durch ein schweres Leid, durch ein Meer von Körperschmerzen gehn; je näher er dem Ziele kam, desto mehr drängte sich das menschliche Elend bei ihm zusammen.

Gerade sechs Wochen nach Luisens Sterbetage tappte der Greis aus seiner Kammer in die gegenüberliegende Wohnstube, er hatte den Weg unzähligmal allein gemacht, indessen diesesmal strauchelt er, fällt und als ihm die auf das Geräusch des Falles herbeieilende Tochter aufrichten will, werden Beide mit Schrecken gewahr, daß der Alte das linke Bein oben am Schenkel gebrochen hat. Laßt mich, liebe Leser, flüchtig über die Wochen hinwegeilen, welche hierauf folgten; es möchte euch und mir darüber das Herz zu weich werden. Fünfmal verrückte sich der beinahe kindisch gewordene Greis den gebrochenen Schenkel, fünfmal wurde er wieder eingerichtet, bis beim Letztenmale der Arzt die Hoffnung aufgab und auf des Alten baldiges Ende hinweisend, ihm den erneuten Schmerz ersparte.

Fürchterliche Schmerzen litt der arme alte Erdenpilger, sie raubten ihm zuweilen die Besinnung, mit lauter Stimme flehte er in den langen Nächten seinen Gott um Erlösung an; die letzten drei Tage aber seines Lebens wurde er ruhiger und klagte nicht mehr, er war bereits mehr im höhern Reiche als auf Erden, er sah und sprach mit allen seinen ihm vorangegangenen Lieben, von der Frau von Grumbach an bis zu seiner Luise; doch mit dieser beschäftigte er sich am meisten, er nannte sie nur: seinen Engel. Ja und dieser Engel hat ihm gewiß auch den Todesschweiß gekühlt und seine erlöste Seele endlich in das Reich der Vollendung geleitet zu seinem Herrn, dem er das Kreuz nachgetragen und viele Kinderseelen zugeführt hatte. Er ruht nun auch dem irdischen Theile nach neben seiner Luise.

Wie wohl mag ihm nun wohl sein? denn der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand, keine Qual rühret sie an. Der Herr aber ist das Licht derer, die auf dunkeln Wegen gehen, und ein Stab und Stecken denen, die auf Ihn trauen, Er sei auch unser Licht und Stab, lieber Leser!

III.

Seiltänzers Lebenslauf,

oder:

Gott führt seine Heiligen wunderbar.

Es ist bei uns auf dem Lande ein alter Gebrauch, daß bei Begräbnissen nach gehaltener Leichenpredigt ein Lebenslauf des Verstorbenen vom Geistlichen vorgelesen wird und es stehen diese Lebensläufe bei den Landge-

meinden in so hohem Ansehen, daß sie denselben häufig eine höhere Bedeutung als der Predigt selbst beilegen und während durch die Verkündigung des tröstenden oder mahnenden Wortes mancher Schmerzenslaut der Leidtragenden hindurchtönt, herrscht eine Todtenstille unter der Versammlung, wenn die Lebensgeschichte des Heimgegangenen zur Vorlesung kommt.

Die Fertigung dieser Lebensläufe aber ist es gerade, welche oft nicht geringe Schwierigkeit darbietet, weniger wegen der Fülle der mitzutheilenden Ereignisse aus dem Leben der Verstorbenen, als vielmehr wegen des Mangels solcher, denn einfach ist der Lebensgang der meisten Dorfbewohner und ist es nicht ein besonderes Unglück, das den Heimgegangenen getroffen oder Militärdienste, welche der Verstorbene geleistet hat, so könnte man wohl meist das ganze Leben in den wenigen Worten Gellerts zusammenfassen: Er ward geboren, lebte, nahm ein Weib und starb; und es sehen sich zuletzt solche Lebensläufe einander so ähnlich wie ein Ei dem Andern. Darum haben so manche Geistliche die Zeit für verloren geachtet, welche sie auf die Lebensläufe verwenden müssen und deren Fertigung den Schullehrern übertragen. Und doch entziehen sie sich dadurch eine oft nie wieder sich so geeignet darbietende Gelegenheit, eben den einfachen Lebensgang ihrer Kirchkinder vom Standpunkte des göttlichen Wortes aus zu beleuchten und so manchen Wink für's Leben, so manches berichtigende Urtheil, so manches treffende Wort, so manchen zündenden Gedanken, so manche heilsame Lehre, so manches fruchtbringende Samenkorn den Herzen der gegenwärtigen Gemeindeglieder, namentlich der Leidtragenden nahe zu legen: Wo die Gräber offen sind, sagt ein berühmter Geistlicher unserer Zeit, da sind auch die Herzen offen! Darum habe ich die Fertigung der Lebensläufe jederzeit für einen wichtigen

Theil des Predigtamtes gehalten und denselben besondre Aufmerksamkeit gewidmet, erachte diese Sitte der Mittheilung desselben auch als eine höchst heilsame und dem treuen Seelsorger nur willkommene und dankenswerthe. Ueberdieß fehlt es doch auch in Landgemeinden und namentlich in größern, dem Weltverkehre näherstehenden nicht an Personen, deren Leben nicht arm an ungewöhnlichen Ereignissen, deren Erdenweg oft sehr wunderbar und vielfach verschlungen, deren Führungen nicht weniger interessant sind, als dieß mehr bei Menschen aus den gebildeten Ständen der Fall ist. Zum Belege dafür will ich aus meinem Amtsleben die Geschichte eines Gliedes meiner zweiten Gemeinde, deren Seelenpflege mir der große Erzhirte anvertraute, mittheilen.

„Wissen Sie schon, Herr Pastor," fragte mich eines Tages, nicht allzulange nach meinem Amtsantritte, einer meiner Kirchenvorsteher, „wissen Sie schon, daß wir auch einen alten Seiltänzer im Kirchspiele haben?" Jedenfalls wollte er mir damit etwas Merkwürdiges erzählen und er erreichte auch insofern seine Absicht vollkommen, indem er dadurch meine Aufmerksamkeit auf eines meiner Kirchkinder richtete und mich zu weitern Fragen nach dem Manne veranlaßte. „Es ist," erwiederte der Gefragte, „der alte Zillner, er wohnt drüben in Grasdorf bei seinem Schwiegersohn, dem Schuhmacher Grohmann; er muß schon in die neunzig Jahre sein und ist ein närrischer Kauz, aber gelehrt und in der Schrift bewandert. Sonst war er jeden Sonntag in der Kirche, jetzt aber kann er nicht mehr fort, denn er ist einmal vom Seile gefallen und hat an einem Beine Schaden genommen; aber besuchen Sie ihn nur einmal, er wird sich gewiß recht darüber freuen. Der vorige Herr Pastor hielt gar große Stücke auf ihn und war oft drüben bei ihm."

Das waren mehr als zu viel Gründe für mich, den alten Mann sobald als möglich zu besuchen und schon in den nächsten Tagen wanderte ich hinüber in mein eingepfarrtes Dorf, die interessante Bekanntschaft zu machen und in der That lernte ich hier einen Mann kennen, dessen wunderbare Lebensführung und viele Lebenserfahrungen meine vollste Aufmerksamkeit und innigste Theilnahme in Anspruch nahmen, bei dem ich später manche Stunde zugebracht habe, an die ich mich heute noch mit Vergnügen erinnere, an dessen Lebensende ich mich erbaut und ihn gleich einem Freunde betrauert habe, als man ihn hereinbrachte und auf unsern Gottesacker begrub, wo nur wenige Schritte von meiner Wohnung sein Grab sich befindet, das mir heute noch lieb und werth ist um des Mannes willen, der drinnen seinen Todesschlummer nach dem langen, vielbewegten Leben auf Erden hält.

Doch ich will ihm seinen Lebenslauf selbst erzählen lassen, wie er ihn mir später, nachdem wir mit einander bekannter geworden waren, auf meine Bitten mitgetheilt hat.

„Sie fragen mich, Herr Pastor, wie alt ich bin? Das gemahnt mich an den König Pharao, der fragte auch den Erzvater Jacob: Wie alt bist du? und wie der antwortete: Die Zeit meiner Wallfahrt ist hundert und zwanzig Jahre und reicht nicht an die Zeit meiner Väter, wenig und böse ist die Zeit meines Lebens! gerade so muß ich Ihnen auch antworten: Die Zeit meiner Wallfahrt ist ein und neunzig Jahre, wenig und böse ist die Zeit meines Lebens. Es werden heut zu Tage wenig Menschen so alt wie ich, aber die Zeit ist mir doch über die Maaßen schnell verflogen; wenig und böse, aber auch lang und gut ist meine Wallfahrt auf Erden gewesen, wunderbar genug ist mir's gegangen:

erst bin ich auf dem Seile gelaufen und habe Narrenspossen getrieben, dann habe ich meist im Walde gelebt und den Füchsen und Hasen nachgestellt, auch den Holzdieben und Forstfrevlern und zu guter Letzt mache ich noch die Kinderfrau und den Schulmeister, bis mich endlich der Tod in Beschlag nehmen wird und meine Nachbarn den alten Leib hinein zu Ihnen und die Engel meine Seele, wie ich aus Gnaden hoffe, in Abrahams Schooß tragen. Sie haben mich gebeten, ich soll Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen, nun das will ich schon thun, denn mein Gedächtniß ist noch gut und was man so selbst erlebt, vergißt man nicht so leicht, aber Sie müssen Geduld mit mir alten Mann haben, ein Gelehrter bin ich nicht und habe nie die Worte künstlich setzen können, aber heute werden wir auch nicht damit fertig, denn meine Geschichte ist lang und wunderbar genug.

An einem Schalttage bin ich geboren, den 29. Februar 1756, 's soll ein kalter Tag gewesen sein und schrecklich geschneit haben, da bin ich mit den Schneeflocken zugleich von dem Himmel heruntergefallen, aber nicht nach Zittau hinein in ein's der großen, schönen Häuser, wo die reichen Kaufleute drinnen wohnen, sondern der Wind führte mich hinaus auf ein Dorf, nicht zu weit davon, in eine baufällige Hütte zu armen Leinwebersleuten. Die reichen Leute können aber ihre Kinder auch nicht lieber haben, als mich meine Aeltern lieb gehabt haben, obgleich ich das halbe Duzend bei ihnen voll machte. Der Vater saß nun eine Stunde länger in die Nacht hinein auf der Bank vor'm Weberstuhle und ich war noch nicht sechs Jahre, da mußte ich schon tüchtig Garn spulen. Aber ich wurde auch in die Schule geschickt, ja mein Vater wandte noch mehr an mich und ließ mir auch Schreiben

und Rechnen lehren, was damals den Schulmeistern noch besonders bezahlt werden mußte. Ich lernte auch gern und war fleißig, und da ich meinen Aeltern Freude machen wollte, zumal sie sich's um uns Kinder so sauer werden ließen, auch unser Schulmeister ein tüchtiger Mann war, so habe ich für die damalige Zeit genug aus der Schule mit weggebracht. Freilich grade das liebe Gotteswort drang mir nicht zu tief in's Herz, obgleich ich meinen Katechismus tüchtig im Kopfe hatte, aber der liebe Gott hat später selber nachgeholfen, der Glaube kam mir in die Hand und die Samenkörner, die lange todt in mir gelegen hatten, sind, Gott sei Dank! alle noch aufgegangen, die Anfechtung lehrt auf's Wort merken.

So gut ich nun aber auch beim Schulmeister wegen des Lernens angeschrieben stand, so daß er meine Aeltern sogar einmal bereden wollte, einen Schulmeister aus mir machen zu lassen, desto mehr habe ich Hiebe von ihm wegen meiner losen Streiche bekommen. Da taugte ich nicht viel und es thut mir heute noch herzlich leid, daß ich den alten, guten Mann, der sonst so große Stücke auf mich hielt, so manchmal geärgert und gekränkt habe. Wo ein muthwilliger Streich von den losen Buben des Dorfs war verübt worden, da war ich gewiß der Anführer gewesen und namentlich im Klettern, Laufen und Springen suchte ich meinen Meister. Kein Baum war mir zu hoch, kein Felsen zu steil, er wurde erklettert; kein Graben zu breit, kein Zaun zu dornig, er wurde übersprungen und es war mir ein Leichtes, in einer Viertelstunde nach Zittau hineinzulaufen, wohin wir doch eine gute Stunde zu gehen hatten. Dafür saß ich auch wieder in der Schule mäuschenstille und die Zahlen Garn, die ich täglich zu Hause abspulen mußte, wurden pünktlich und accurat von mir abgedreht. Darum

übersahen meine Aeltern auch manchen dummen Spaß von mir und besonders bei meinem Vater hatte ich einen guten Stand. So habe ich eine recht frohe Jugendzeit verlebt und danke dem lieben Gott heute noch dafür.

Als ich dreizehn Jahre alt war, kam ich aus der Schule; der Pastor lobte mich, weil ich im Examen gut bestand und ich wurde confirmirt. Nun handelte es sich darum, was ich werden sollte. Wäre es nach mir gegangen, so wäre ich am liebsten ein Jäger geworden, denn draußen in Gottes freier Natur, das war meine Lust und das Stubensitzen mir ein Gräuel, da lag's mir immer wie ein Zentner auf der Brust, darum mochte ich auch kein Schulmeister werden, durfte aber auch kein Jäger werden und bin doch Beides zuletzt noch geworden. Ein Weber wirst du! sagte mein Vater, denn du mußt helfen verdienen, ich bin's nicht im Stande, für die Kinder allein Brod zu schaffen; wenn du ausgelernt hast, dann werde meinethalben noch, was du willst, dann ist auch der August, — das war mein jüngster Bruder, denn wir waren nun neun Geschwister, — aus der Schule. Das freilich war ganz gegen meinen Plan wie gegen meine Neigung, aber ich sah ein, daß der Vater Recht hatte, er konnte unmöglich allein die Familie versorgen, denn das Brod war dazumal schon ziemlich theuer.

So setzte ich mich hinter den Weberstuhl, aber damit war auch die fröhliche Jugend geschlossen; nun kam das Elend und die Noth des Lebens mit Macht gezogen. Die Theurung wurde immer ärger und 1771, ich war damals funfzehn Jahre, war das Hungerjahr, wo es gräßlicher war, als es je gewesen, und die Theurung von 1816 und 1817, die ich doch auch erlebt habe, ist nicht damit zu vergleichen. Ich bin nun ein alter Mann und 's sind nun 76 Jahre seitdem verflossen, aber denke ich daran, so läuft mir's heute noch eiskalt den Rücken

herunter. Mein Vater arbeitete Tag und Nacht und ich mit; meine Mutter, meine Geschwister, Alles, was eine Hand hatte, mußte spinnen, spulen, weben, aber, lieber Gott! es waren 11 Mäuler, die essen wollten, der Verdienst wurde immer geringer, das Brod immer kleiner. Wir hungerten um die Wette und der Jammer und das Elend stieg von Tag zu Tage. Wie die Schatten schlichen die Menschen umher und Hunderte kamen elendiglich um; auch meine Mutter zehrte sich ab, sie versagte sich ja das Essen um der Kinder willen: sie starb vor Hunger; als sie begraben wurde, legte sich auch der Vater, nach acht Tagen war auch er todt: er war vor Hunger gestorben; uns größern Geschwistern vergingen die Kräfte, wir konnten nicht mehr arbeiten, uns kaum anfrecht erhalten; ein Bruder und zwei Schwestern starben auch, sie konnten den Hunger nicht so lange aushalten wie wir Andern; zuletzt gingen wir Alle betteln und Jedes sah, wo und wie es seinen Hunger stillen konnte.

In Zittau stöberte ich die Kehrichthaufen auf den Gassen durch, das Ekelhafteste wurde verschlungen und wenn man etwas Eßbares fand, schlug man sich noch drum. Endlich fiel ich auch um, ich hatte seit fünf Tagen kaum einige Bissen genossen. Ein fürchterliches Brennen auf meinen Lippen und in meinem Leibe brachte mich wieder zum Bewußtsein, ich lag auf einer Strohschütte, wußte aber nicht, wo ich war; neben mir aber kniete ein Mann mit einem fürchterlichen Barte und einem Schnapsglase in der Hand, wovon er mir etwas eingegossen hatte. Das war der Engel, den mir Gott gesendet hatte, mich vom Tode zu retten, denn in seinem Rathe war es noch nicht beschlossen, daß ich sterben sollte, er hatte mir vielmehr grade ein langes Erdenleben bestimmt, und dieser mein Rettungsengel war ein herumziehender Seiltänzer und Taschenspieler, aber wie Sie

bald hören werden, ein Mann, dem ich später mehr als das Leben verdanke, der sich wie ein Vater an mir bewies und den ich heute noch im Grabe segne. Kaiser hieß er, sein Name wird im Buche des Lebens verzeichnet stehen. Er hielt sich damals grade in Zittau auf, aber obwohl ihm seine Vorstellungen nichts einbrachten, — wer hätte solche Künste zu sehen in solcher Zeit wohl Lust und Geld gehabt? — so fristete er doch trotz der Hungersnoth sein Leben, denn er war zwar verheirathet, hatte aber keine Kinder und sich etwas gespart; davon lebte er jetzt, obgleich kärglich genug. Er war grade über die Straße gegangen, als ich vor einem Haufen, den ich durchsucht hatte, umgesunken war und sein Erbarmen war rege geworden, er hatte mich in sein Quartier getragen, dort auf Stroh gelegt und mir zuerst etwas Brandwein eingeflößt.

Er gab mir hierauf etwas Brod, das ich gierig verschlang, ich hätte die ganze Welt auffressen können, und nun sorgte er für mich wahrhaft väterlich, ich bekam nach und nach mehr und kräftigere Nahrung und erholte mich sichtbar, obschon ich viele Wochen erst lag, später am Stocke gehen mußte, so verhungert und entkräftet war ich. Seine Frau schien vor's Erste nicht ganz damit einverstanden zu sein, daß ihr Mann bei den eignen schmalen Bissen, die sie machen mußten, noch einen Esser mehr sich auf den Hals geladen hatte, aber auch sie hatte im Grunde ein gutes Herz und ich wußte mir bald ihre Gunst zu erwerben, auch hatte die Noth ihren höchsten Grad erreicht gehabt, es wurde von da an wieder besser, die Aerndte hatte begonnen und sie war ziemlich gesegnet. Wer es bis dahin ausgehalten hatte, kam nun nicht mehr um, auch wurden nun Veranstaltungen von Obrigkeitswegen getroffen, freilich leider zu spät für viele Hunderte, die bereits vor Hunger umgekommen

waren, ach! meine armen, guten Aeltern und drei Geschwister waren ja auch unter diesen Unglücklichen.

Da nun auch das Gewerbe wieder zu gehen anfing, so machte sich Kaiser mit seiner Frau wieder auf die Reise und wollte versuchen, ob der liebe Gott auch ihm wieder schaulustige Seelen und offne Hände zuführen wolle, denn seine Baarschaft ging so ziemlich auf die Neige und sein Samariterdienst an mir hatte auch das Seinige dazu beigetragen. Ich war nun auch so ziemlich wieder auf den Beinen und konnte mir selbst forthelfen; da stellte der edle Mann, der mich lieb gewonnen hatte, es mir frei, ob ich bei ihm bleiben und mit ihm ziehen oder meine Weberei wieder treiben und für mich selbst weiter sorgen wolle. Nun da hätte ich doch müssen ein Herz von Stein haben, wenn ich zum Lohn für meine Lebensrettung ihn nun hätte verlassen und davon laufen wollen. Ich war hoch erfreut, daß er mich behalten wollte; es ging mir wie der Ruth, da ihre Schwiegermutter Naemi sie an der Landesgrenze aufforderte, in ihre Heimath zurückzukehren, darum sprach ich auch wie sie zu meinem Retter: Rede mir nicht drein, daß ich dich verlassen sollte und von dir umkehren. Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, wo du bleibst, da bleibe ich auch, wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben sein. Vater und Mutter sind mir gestorben, ihr habt wie Vater und Mutter an mir gehandelt, ohne euch wäre ich umgekommen, drum will ich auch euer Sohn sein und euch nie verlassen. Hier habt ihr meine Hand darauf. Das freute die beiden Leute sehr, denn sie waren schon nicht mehr die Jüngsten und konnten mich brauchen.

Ich sah mich nun zuerst nach meinen Geschwistern um; sie hatten sich auch glücklich durchgebracht, der älteste Bruder vertrat nun Vaterstelle und sie haben sich

Alle durch die Welt geholfen, sind aber jetzt schon sämmtlich todt. Ich erzählte ihnen meine wunderbare Rettung und meinen Entschluß, nahm Abschied von ihnen und zog nun mit meinen Pflegeältern fort und zwar zunächst nach Böhmen, das sich zuerst von der Noth erholte. Ich lernte bald die Künste meines Pflegevaters, ja übertraf ihn bald darin, wobei mir meine Leibesgeschicklichkeit uud Gewandheit von meinen Knabenjahren recht zu statten kam.

Ich will Sie nicht mit Aufzählung meiner Hin- und Herzüge durch aller Herren Länder langweilen, aber ich habe dabei ein ziemliches Stück von der Welt gesehen und die Menschen verschiedentlich kennen lernen, aber was das Beste dabei war, mein Pflegevater war trotz seines Gewerbes ein gottesfürchtiger Mann, der nicht nur im Worte Gottes wohl bewandert war, sondern dasselbe auch that und darnach lebte, wie ja auch seine edelmüthige Handlungsweise an mir bewies. Wir haben manchmal zusammen gebetet und ich habe nie meine gefährlichen Künste ohne einen Stoßseufzer zu Gott unternommen. So verdanke ich ihm nicht nur mein Leben, sondern er hat mir auch die Seele gerettet und zu allem Guten mich freundlich und mit verständiger Rede angehalten. So lebten wir Dreie recht zufrieden mit einander und durchzogen manches Jahr Städte und Länder; meine guten Kaisers wurden dabei alt und ich ein Mann. Endlich bekamen sie das Wanderleben satt und sehnten sich nach Ruhe und einer bleibenden Stätte für ihre alten Tage; deshalb beschlossen wir, uns bei vorkommender passender Gelegenheit und wo es uns gefiel, ein Häuschen zu kaufen, denn wir lebten sparsam und hatten uns ein hübsches Sümmchen gesammelt.

So fügte es sich denn endlich, als wir auch hier in Grasdorf unsre Künste sehen ließen, daß ein recht hübsches

Haus mit etwas Gartenland öffentlich versteigert wurde, weil der Besitzer gestorben war und der Erben zu viele waren, als daß es einer davon hätte annehmen können. Wir besahen uns dasselbe, es gefiel uns und da mein Herz doch am lieben Sachsenlande hing, ich aber nicht grade meine Heimathsgegend zum bleibenden Aufenthaltsorte wählen mochte, weil ich glaubte, meine alten Bekannten könnten mich meines Gewerbes wegen verachten, wir hier so recht in der Mitte von Sachsen waren, auch die Leute des Dorfes uns nicht mißfielen, so erstanden wir das Haus und es wurde mir zugeschrieben; 's ist dasselbe Haus, in dem ich jetzt noch als ein alter Auszügler wohne und zu sterben gedenke.

Wir richteten uns in unserm neuen Besitzthume bald ein, die alten Leute fühlten sich heimisch und freuten sich der Ruhe und Bequemlichkeit nach dem langen unstäten Hin- und Herwandern. Von hier aus unternahm ich nun in jedem Frühjahre meine Kunstreisen und kehrte mit Anfang des Winters wieder zurück, meistens mit einer ersparten Summe, von welcher denn die alten Kaisers das Jahr über zehrten und ich mich den Winter auch mit hindurchbrachte; auch freute ich mich um deßhalb jederzeit auf die Monate, die ich daheim zubrachte, weil ich meines Gewerbes nach und nach anfing überdrüssig zu werden, dagegen mit dem gräflichen Förster hier, mit dem ich Freundschaft geschlossen hatte, den Winter über die Wälder durchstreifte und ihn auf den Jagden begleitete. Bei diesen Gelegenheiten lernte mich auch der selige Herr Graf kennen und da es ein leutseliger Herr war, der auch einen Spaß gern hatte, so mußte ich, zumal ich ein guter Schütze war, ihn fast auf allen Jagden begleiten, dabei in seiner Nähe bleiben und Abends nach geendigter Jagd mit auf sein Schloß nach Osterwalde gehen, wo ich gut zu essen und zu

trinken bekam und nach der Tafel gewöhnlich die Jagdgesellschaft mit meinen Kunststücken oder mit Erzählung meiner Abentheuer auf den Reisen unterhalten.

Nicht lange nach dem Ankaufe hier verheirathete ich mich auch, denn ich gebrauchte auf meinen Kunstreisen Jemanden, der mich theils bei meinen Künsten unterstützte, theils die Einsammlung des Geldes besorgte. Ich hatte auf meiner ersten Wanderung von Grasdorf aus, auf der mich noch mein Pflegevater begleitete, in einem Gasthofe ein armes, hübsches, älternloses Mädchen kennen lernen, welches dort diente und grade nicht das beste Loos hatte, auch für das Leben in einem Wirthshause zu gut und solid war. Sie gefiel mir sehr und ich wurde ihr bei näherer Bekanntschaft bald herzlich gut, auch der alte Kaiser wurde ihr gewogen, als ich ihn auf sie aufmerksam machte, und er selbst kam meinem stillen Wunsche zuvor, indem er zu mir sagte: Konrad, so heirathe sie doch, wenn sie dich haben will, ich möchte künftig auch gern zu Hause bleiben, du aber kannst nicht alleine deine Reisen und Kunststücke machen und die Mutter wird alt und eine junge Hand in den Wintermonaten ihr gut thun. So viel verdienst du schon, daß du eine Frau noch mit ernähren kannst und wenn Kinder kommen, wird der liebe Gott auch weiter helfen. Das ließ ich mir nun nicht zweimal sagen, wir beschlossen aber jetzt noch nichts in der Sache zu thun, sondern auf der Heimreise wieder dort einzukehren und zu sehen, ob sie sich gut gehalten habe und uns dann nach dem Nähern genauer zu erkundigen.

Indessen ich konnte es doch nicht über's Herz bringen, ihr noch vor meiner Abreise zu sagen, daß ich ihr gut sei und wenn sie mich auch lieb habe und mir treu bleibe, ich vor dem Winter wiederkommen wollte, wo sich denn schon das Uebrige finden werde. Ich bekräftigte

ihr das mit einem herzlichen Kusse, den sie auch obgleich mit etwas Verschämtheit litt und ich schloß daraus, daß sie mir auch gewogen sei, war ich doch auch dazumal ein kräftiger, hübscher Mann und hielt auf das Aeußere, war ja auch sonst manierlich und anständig. Wir schrieben's auch der alten Mutter nach Hause und die schickte uns auch im Voraus ihren Segen und war mit einer Schwiegertochter wohl zufrieden, die ihres Mannes Beifall habe. Das machte mich sehr glücklich und da wir meine Erkorne bei unsrer Rückreise noch gut und treu fanden, so machte ich ihr mein Anerbieten, das sie mit herzlicher Freude annahm und wir verlobten uns. Sie diente noch ihre Zeit aus und kam dann hierher, wo wir getraut wurden. Ich hatte meine Wahl nicht zu bereuen, es war eine gute, treue Seele, die der liebe Gott mir auf diese Weise zugeführt hatte und recht zu uns Dreien paßte. Meine alten Pflegeältern waren glücklich über meine Wahl, wie ich selbst, dazu war sie auch hübsch und gewandt und richtete sich bald prächtig in mein Geschäft ein. So lebten wir glücklich und zufrieden sechs Jahre, doch ohne daß uns Gott mit Kindern segnete, als ein besonderes Ereigniß unserm Glücke plötzlich ein Ende machte, mich an den Rand des Grabes brachte, meiner guten Frau aber das Leben kostete.

Wir waren bei einer unsrer Wanderungen in eine kleine Stadt im Reußenlande gekommen, wo ich mit großem Beifalle und unter gewaltigem Zulaufe meine Künste sehen ließ, denn ich konnte nicht nur auf dem gewöhnlichen Seile äußerst fertig tanzen und viele außerordentliche Kunststücke machen, sondern hatte es selbst dahin gebracht, daß ich auf einem schiefen, hohen Seile bis auf die Spitzen der Kirchthürme hinauf und herunter laufen konnte. Diese Kunstfertigkeit ließ ich auch in jener Stadt sehen; ich hatte auf dem Schießanger vor

der Stadt eine hohe, dicke, feste Stange, es war ein schlanker Fichtenstamm von wenigstens vierzig Ellen Länge, eingraben lassen, an dessen Spitze mein Seil befestigt war und ich war schon zweimal darauf hinaufgestiegen; es sollte die dritte Vorstellung stattfinden und zwar dießmal ohne Balancirstange. Sie werden denken, das sei Tollkühnheit von mir gewesen und das heiße Gott versuchen, aber ich kannte keinen Schwindel, war des Gleichgewichts vollkommen mächtig und in dem gefährlichen Gange so eingeübt, daß ohne einen besondern Zufall mir auch dießmal nichts passirt wäre.

Nun hatte sich aber ein junger Herr, der Sohn eines reichen Kaufmannes in jener Stadt, förmlich in meine Frau verliebt und war ihr schon mehrfach mit seinen Zärtlichkeiten zudringlich geworden, doch meine Frau, die darin keinen Spaß verstand, hatte ihn jedesmal recht tüchtig abgeführt und mir es auch außerdem gesagt, denn es war eine Frau von Zucht und Sitte, auf die ich in dieser Hinsicht Berge bauen konnte. Der junge Mensch aber wurde trotzdem nur um so toller und ließ sich trotz aller zurückgewiesenen Geschenke und erhaltenen Grobheiten nicht abweisen. Mir war die Sache aber so ärgerlich, daß ich die Stadt verlassen wollte, es sollte deshalb jene dritte Vorstellung auch meine letzte dort sein. Das mochte das Herrchen erfahren haben und er gedachte deshalb die Zeit noch zu benutzen. Ich war an dem Tage der Vorstellung schon etwas mißmuthig gestimmt, es war, als ahnete mir ein Unglück, doch die Sache war einmal angekündigt, es mußte also vor sich gehen, ich hielt auch auf solche Ahnungen nichts.

Der Nachmittag kam, es hatte sich eine ungeheure Menschenmenge von Nah und Ferne zusammengefunden, die Vorstellung begann. Nachdem die gewöhnlichen Kunststücke auf dem graden, niedern Seile vorüber waren,

begann der Hauptkunstlauf auf dem hohen, schiefen Seile. Ich bestieg das niedre Ende desselben, gab das Zeichen, die Musik begann und ich schritt muthig vorwärts, die Augen fest auf das Seil vor mir gerichtet. Die Menge stand lautlos unter mir, es wagte kaum Jemand laut zu athmen, alle Blicke folgten meinem Gange. Während dessen ging meine Frau, niedlich angezogen, mit dem Teller unter den Zuschauern umher und sammelte Geld ein. Als ich ohngefähr bis in die Mitte des Seiles gekommen war, höre ich einen lauten Schrei aus einer entferntern Gegend, ich erkannte sofort die Stimme, es war die meiner Frau, meine Augen verließen das Seil vor mir, ich blickte nach unten, nach der Seite hin, woher der Schrei kam und gewahrte, wie der erwähnte Herr, der mit Absicht etwas entfernt getreten war, meine Frau, die mit dem Teller zu ihm getreten war, umfaßt hatte und sie mit Gewalt küssen wollte. Da stieg mir vor Zorn das Blut zu Kopfe, es wurde mir schwarz vor den Augen, ich sah nichts mehr, ich schwankte, verlor das Seil unter meinen Füßen und stürzte von der schwindelnden Höhe herab.

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens erscholl durch die Menschenmenge, ich hörte ihn noch im Fallen, dann weiter nichts; wie ich zur Erde gestürzt bin, weiß ich nicht, aber als ich wieder zum Bewußtsein erwachte, lag ich in meiner Wohnung auf dem Bette; eine Menge Menschen standen um mich, ich aber fühlte mich wie an allen Gliedern zerschlagen und litt namentlich am rechten Beine entsetzliche Schmerzen. Mit dem Leben war ich davon gekommen, aber eben dieses mein rechtes Bein war zweimal gebrochen, man hatte es schon eingerichtet und fest geschient, der Wundarzt war noch bei mir und als er sah, daß ich zu mir kam, befahl er mir, mich nicht im Geringsten zu rühren, sondern unbeweglich lie-

gen zu bleiben. Meine erste Frage war nach meiner Frau, man sagte mir: sie sei, als sie mich habe stürzen sehen, in Ohnmacht gesunken, man habe sie auch hereingetragen und sie liege in der Schlafstube der Wirthin; wenn sie sich von ihrem Schrecken werde erholt haben, werde sie schon zu mir kommen. Sie können sich denken, was ich bei dem Allen empfand; zuerst dankte ich Gott, daß er mich am Leben erhalten habe, dann aber stellte sich meine traurige Zukunft mir vor die Seele, denn das sah ich ein, daß, wenn ich selbst geheilt sein würde, mein Gewerbe nicht mehr werde treiben können, noch mehr aber ängstete mich die Nachricht von meiner Frau und meine Angst stieg mit jeder Stunde, da sie nicht an meinem Lager erschien. Endlich eröffnete mir der Arzt, den meine Angst jammerte, ich solle mich beruhigen, meine Frau werde auch nicht sobald zu mir kommen können, denn sie sei kränker als ich. Der Schreck war zu entsetzlich für sie gewesen und hatte ihr ganzes Nervensystem auf's Heftigste erschüttert, außerdem hatten wir zum erstenmale seit sechsjähriger Ehe die Hoffnung, Aelternfreuden genießen zu können, diese war vernichtet, und so lag das arme Weib unter großen Schmerzen und gefährlich darnieder. Ich bat nur um das Eine, daß man ihr Krankenbette in meiner Kammer aufschlage, und das geschah auch.

Ach, nun folgten entsetzliche Wochen! Die Theilnahme der Bewohner der Stadt an unserm Unglücke war groß, wir empfingen viele und rührende Beweise davon; auch unsere Aeltern beide, denen ich es hatte schreiben lassen, kamen zu unsrer Pflege herbei. Es war ein trauriges Wiedersehen, aber in dieser Jammerzeit habe ich die Kraft des Glaubens und des Wortes Gottes recht erfahren und mein alter Kaiser stand wie ein ehrwürdiger Priester an unsern Schmerzenslagern. Mit

meinem Beine ging es täglich besser, es heilte schneller als selbst der Arzt glaubte, aber mit meiner guten Frau ging es täglich schlechter ohngeachtet aller Mühe, die sich der Arzt gab, ohngeachtet der sorgsamsten Pflege und Wartung unsrer Mutter, ohngeachtet meiner heißesten Gebete, ach! und wie war sie so gut und ergeben in ihr Schicksal! Acht Wochen nach dem Unglückstage verschied sie und mein erster Gang an zwei Krücken war hinter ihrem Sarge her zu ihrem Grabe. Mein Jammer war grenzenlos, denn mein Verlust war unersetzlich. So wie ich transportirt werden konnte, verließen wir die unglückliche Stadt. Ohne mein geliebtes Weib, als ein Krüppel kehrte ich heim.

Doch Gott verläßt die Seinen nicht, die sich an ihn halten. Meine Herzenswunde verharrschte durch die Zeit und die Leute hier bewiesen mir viele Liebe und Wohlthat; selbst der gnädige Herr Graf besuchte mich und brachte mir Trost und Hilfe. Zillner, sprach er, beruhige dich über deine Zukunft, denn das Seiltanzen wirst du nun wohl lassen müssen, ich habe schon an dich gedacht. Du bist ein guter Schütze, kannst rechnen und schreiben und es scheint dir im Walde zu gefallen, so will ich dich zum Unterförster hier machen, der Förster kann allein nicht mehr durchkommen, er wird auch alt und da ihr Freunde seid, werdet ihr euch gewiß gut mit einander vertragen. Wenn du wieder fest auf den Füßen bist, kannst du antreten, ich hoffe, du wirst mir ein treuer Diener sein. Ich ergriff des Herrn Grafen Hand, küßte sie und dankte ihm mit Freudenthränen, meine Pflegeältern stimmten von Herzen ein, mit Segenswünschen überhäuft verließ er unser Haus, wir Dreie aber dankten im heißen Gebete Dem über den Wolken, welcher seine Verheißungen wahr machte: Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen.

Die dem Herzen entnommene Sorgenlast wegen unsrer Zukunft trug zu meiner schnellern Heilung bei und sobald es nur ging, trat ich mein neues Amt an, in dem ich mich ganz glücklich fühlte, denn es war ja damit ein Lieblingswunsch von meiner Jugend her erfüllt. Das Jahr darnach starb meine gute Pflegemutter, das Unglück des vorigen Jahres hatte jedenfalls ihr Lebensende beschleunigt; vierzehn Tage darauf ging auch mein Pflegevater zur ewigen Ruhe ein. So weh mir dieser doppelte, so schnell auf einander folgende Verlust auch that, ich gönnte es doch dem alten, frommen Manne herzlich, daß Gott ihm damit einen heißen Wunsch erfüllte, den er oft ausgesprochen hatte: Mutter, könnten wir doch einmal mit einander sterben! Er hinterließ mir noch seinen väterlichen Segen, der baut ja den Kindern Häuser, mir hatte er schon das Haus gebaut. Mit heißen Thränen und tiefem Leide begrub ich meine Wohlthäter und wenn ich sterbe, bitte ich, daß Sie mich in ihr Grab legen lassen; sie sind nun schon fünfzig Jahre todt, aber ich habe ihre Gräber nicht versinken lassen.

Ich stand nun wieder ganz allein in der Welt, denn meinen Geschwistern war ich gänzlich entfremdet; so mußte ich mich denn entschließen, zum zweitenmale zu heirathen. Ich wählte ein Mädchen hier aus dem Dorfe und auch dießmal hatte mich Gott gut geführt und ich habe dreißig Jahre glücklich und zufrieden mit ihr gelebt. Sie schläft nun auch schon seit zwanzig Jahren unter dem Rasen. Gott schenkte uns drei Kinder, von denen wir ihm jedoch zwei wiedergeben mußten, nur eine Tochter, die mich jetzt im Alter pflegt, haben wir groß gezogen und auch an ihr hat uns Gott Freude erleben lassen. Das Vertrauen meines gräflichen Wohlthäters habe ich zu rechtfertigen gesucht und ich stand

bei ihm in großen Gnaden, so daß er mir nach dem Tode meines Freundes, des Försters, die ganze Stelle übertrug. Es war darum für mich ein großes Herzeleid, als er, in der besten Manneskraft, an den Masern starb, die er sich auf einer Jagd bei einem Freunde geholt hatte und trotz seines Unwohlseins noch mehrere Meilen weit in nassem Wetter heimgeritten war. Sein ältester Herr Sohn bekam die Grafschaft und da er mich schon von seiner Knabenzeit her kannte, wo ich ihm manchen Spaß vorgemacht hatte, so trug er seines seligen Herrn Vaters Wohlwollen auf mich über. Mein früher so gefährlich gebrochnes Bein war zwar gut geheilt, doch blieb in demselben eine Schwäche zurück und namentlich fühlte ich oft heftige Schmerzen dann, wenn die Witterung sich ändern wollte. Je älter ich wurde, desto fühlbarer wurde auch die Schwäche meines Beines und als meine Frau gestorben und ich bereits etliche siebzig Jahre alt war, bat ich einmal bei einer günstigen Gelegenheit unsern jetzigen gnädigen Herrn Grafen, mich in den Ruhestand zu versetzen und mir auf die wenige Zeit, die ich noch würde zu leben haben, das Gnadenbrod zu geben. Er gewährte mir meine Bitte auf's Großmüthigste, aber fast schäme ich mich, nun bald zwanzig Jahre dasselbe zu genießen, denn wer hätte gedacht, daß Gott mich so lange würde leben lassen?

Meine Tochter verheirathete sich indessen mit einem braven Mann, den Schuhmacher Grohmann, den Sie kennen; ich ließ meinen Kindern hierauf das Haus und sie haben bis hierher mich treu und kindlich gepflegt, ich lebe ihnen nicht zu lange. Meine treuerfüllten Kindespflichten an den alten Kaisers werden mir jetzt von meinen Kindern wieder vergolten und wie an mir, so wird auch gewiß an ihnen die Verheißung Gottes in Erfüllung gehen: Du sollst deinen Vater und deine

Mutter ehren, auf daß dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden.

Nachdem ich in den Ruhestand versetzt war, that mir's zwar recht bange nach meinem Walde und ich bin manchmal hinausgehinkt und habe mich unter die frischen, grünen Bäume gelegt, die ich als kleine Pflanzen gesetzt hatte, aber ganz unthätig konnte ich nicht sein, da habe ich zuerst die Kinderfrau und dann den Schulmeister an meinen Enkeln gemacht, deren ich sechs habe; meine größte Erquickung aber war der Besuch des lieben Gotteshauses und doch muß ich auch das nun seit zwei Jahren entbehren, denn ich kann kaum mehr hinaus in den Garten, geschweige hinüber zu Ihnen in die Kirche, aber wenn ich drüben die Glocken lauten höre, halte ich auch meinen Gottesdienst dem Herrn in meinem Herzen und mit denen, die nicht an der Reihe zum Kirchengehen sind, und so warte ich denn, bis der liebe Gott mich auch endlich zu seiner Ruhe einruft, wo ich dann mit vollem Rechte sprechen werde: Herr, nun lässest du Deinen Diener mit Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!"

Hiermit endete der alte Zillner die Erzählung seiner Lebensgeschichte und ich drückte ihm dafür dankbar die Hand. Noch ein Jahr lang lebte er im vollen Besitze seiner Geisteskräfte, vorigen Herbst endlich entschlief er sanft und ruhig wenige Stunden, nachdem ich ihm das heilige Sacrament des Nachtmahls gereicht hatte. Sein Wunsch ist erfüllt, er ruht im Grabe seiner Pflegeältern und neben seiner zweiten Frau. Sein Gedächtniß bleibe bei den Seinigen im Segen, ich wenigstens werde ihn nicht vergessen!

IV.

Die Selbstmörderin,

oder:

Wer da stehet, der sehe wohl zu, daß er nicht falle.

Es sind nur wenige Jahre her, daß ein ungewöhnlicher Todesfall die innigste Theilnahme Aller, welche davon hörten oder selbst Zeugen waren, in Anspruch nahm, nicht geringes Aufsehen in einem weiten Kreise erregte und lange Zeit den Stoff zu Unterhaltungen und Deutungen darbot, bis endlich die Zeit auch hier ihr Recht geltend machte, neue Ereignisse das Genugbesprochene verdrängten und als auf dem Grabhügel der Unglücklichen die ersten Grashalme hervorsproßten, da war auch Gras über die Sache gewachsen; doch der Schleier war noch nicht gelüftet, denn der Mund, der allein die Wahrheit verkünden könnte, ist für diese Erde verstummt, aber einst am großen Tage des Gerichts wird auch hier offenbar werden, was im Verborgenen geschah und der Weheruf der durch jenes Ereigniß zerrißnen Herzen wird furchtbar schwer zum Richterspruche werden, das Gericht jedoch hat sich der Herr selbst vorbehalten, darum richte Niemand vor der Zeit! Zwar geschah das Ereigniß — und ich sage: Gott sei Dank! — nicht in meinem Kirchspiele, aber so in meiner unmittelbaren Nähe, daß es wie vor meinen Augen sich begab, die handelnden Personen mir persönlich genau bekannt waren und da es natürlich auch mein Herz tief ergriffen hat, auch das, wovon ich zum Theil selbst Augenzeuge war, nie meinem Gedächtnisse entschwinden wird, die Begebenheit selbst aber tiefe Blicke in das Menschenherz thun läßt und ein trauriges Zeugniß des sittlichen Verfalls in unserer sich so hoher Bildung

rühmenden Zeit ist, so möge die Mittheilung dieser traurigen Dorfgeschichte sich vor den Blicken der geneigten Leser aufrollen, die Hauptperson darin aber die Theilnahme finden, die sie verdient.

Es war im Mai des Jahres 1812 nach der Schlacht bei Lützen, als durch das Thor eines kleinen Städtchens an der sächsischen Grenze mehrere Wagen mit theils leicht, theils schwer verwundeten preußischen Soldaten fuhren; das schlechte, holprichte Straßenpflaster ließ laute Schmerzenstöne den Lippen der Unglücklichen entquellen und Alle dankten Gott, als man endlich auf dem Markte Halt machte, wo nun die Verwundeten aus den Wagen gehoben und in die ihnen angewiesenen Quartiere theils geführt, theils getragen wurden. Unter den Letztern war ein junger, hübscher Mann, dessen Leidenszüge auf dem blassen Gesichte die Theilnahme der Umstehenden, namentlich des weiblichen Theiles derselben für ihn nur erhöhten. Zu seiner Wohnung wurde der einzige Gasthof des Städtchens bestimmt und man nahm dort den kranken Gast mit Freundlichkeit und großem Erbarmen auf. Er trug die Abzeichen eines Sergeanten, eine Kugel war ihm durch die rechte Hüfte gegangen und er litt außerdem am heftigsten Wundfieber. Im Hause bot man Alles auf, dem Kranken seine Schmerzen zu erleichtern, er fand die sorgsamste Pflege und aufmerksamste Behandlung, namentlich interessirte sich bald die einzige Tochter des Wirthes lebhaft für den hübschen Sergeanten und da er bald die zärtlich um ihn besorgte Hand bemerkte, welche überdieß einem jungen, nicht reizlosen Mädchen angehörte, so blieb das Herz des Kriegers natürlich nicht ungerührt und zu der Dankbarkeit gesellte sich bald die Erwiderung der zärtlichen Zuneigung. Das Verhältniß wurde immer inniger und es kam endlich zu einer gegenseitigen Erklärung, da bei der Ge-

fährlichkeit der Wunde die Heilung nur langsam von statten ging und fast ein Vierteljahr verfloß, ehe der Genesene seinem indessen nach Ostpreußen marschirten Regimente folgen konnte.

Das gegenseitige Einverständniß der jungen Leute blieb natürlich den Aeltern des Mädchens nicht lange verborgen; die Mutter, eine schwache Frau, welche selbst dem artigen Sergeanten gewogen worden war, hatte auch wenig dagegen einzuwenden, desto mehr aber der Vater, der bei der Entdeckung nicht wenig ungehalten war, da er mit seiner Tochter, seinem einzigen Kinde, bereits einen andern Plan sich gemacht hatte: sie sollte einen jungen, reichen Fleischer aus der Verwandtschaft heirathen. Die Worte des Soldaten fanden darum grade nicht die beste Aufnahme bei dem Alten, als ihm am Tage vor dem Abmarsche das liebende Paar ihre Liebe und Pläne für die Zukunft entdeckten und um seine väterliche Zustimmung baten, doch die flehenden Bitten der jungen Leute, so wie die besänftigenden, fürbittenden Worte seiner Frau erweichten zuletzt sein Herz in so weit, daß er erklärte, daß, wenn der junge Mann nach geendetem Kriege als Offizier wiederkehre, er nichts gegen die Verheirathung mit seiner Tochter haben wolle. Ob er dabei die Absicht im Hintergrunde hatte, daß der Sergeant bei dem Streben nach diesem Ziele eher als ein Opfer seiner Tapferkeit fallen werde, oder, wenn er es bis zum Offizier gebracht habe, die Bürgerstochter ihm dann nicht mehr ebenbürtig erscheinen werde, wollen wir dahin gestellt sein lassen.

Indessen es geschah weder das Eine noch das Andre, sondern es fand sich im Jahre 1815 der Sergeant wirklich wieder ein und zwar mit Lieutenantsepauletten auf den Achseln und einem ehrenvollen Abschiede in der Tasche und mahnte den Wirth an sein Versprechen.

Dieser fühlte sich nun dadurch geehrt, gab ihm die Tochter, die dem Geliebten ihr Herz mit musterhafter Treue bewahrt hatte, und seinen Gasthof obendrein; er selbst setzte sich zur Ruhe, der Lieutenant aber zog seine Uniform aus, wurde Gastwirth und lebte mit seiner Luise höchst glücklich. Ihr Glück wurde durch die Geburt mehrerer Kinder erhöht, unter diesen waren zwei Töchter, von denen namentlich die ältere, nach ihrer Mutter Luise genannt, ein wunderhübsches Mädchen zu werden versprach, doch trug sie schon als Kind das Köpfchen etwas hoch und hielt besonders viel auf nette und elegante Kleidung. Der Vater, dem die Schönheit der Tochter schmeichelte und dessen Augapfel sie war, bestärkte sie in dieser Eitelkeit und in ihrem hochmüthigen Sinne anstatt beiden entgegenzuarbeiten, was um so nöthiger gewesen wäre, da es nach dem Tode des alten Wirthes, der bis dahin immer noch die Wirthschaft geleitet hatte, in den Nahrungs- und Vermögensverhältnissen immer mehr rückwärts als vorwärts ging. Es trübte das in den spätern Jahren selbst den häuslichen Frieden und er starb grade noch zu rechter Zeit, um dem Ausbruche des Concurses zu entgehen; aber einen nicht weniger großen Kummer mußte er noch erleben, was wahrscheinlich auch den Tod des Mannes, der noch nach militarischen Begriffen die Ehre für das Höchste hielt, beschleunigte.

Seine jüngste Tochter Karoline, zwar auch ein schönes Mädchen, doch mit Luisen in dieser Hinsicht nicht zu vergleichen, darum vom Vater gegen jene etwas zurückgesetzt und von der Mutter gerade auch nicht für diese Zurücksetzung entschädigt, hatte ihr liebebedürftiges Herz an einen jungen Kaufmann verschenkt, welcher als Reisender für eine Weinhandlung in Franken jährlich einigemal bei ihren Aeltern einkehrte und einige Tage da verweilte. Der Heirathsgeschichte ihrer Aeltern eingedenk,

glaubte sie hierin eine ähnliche Führung zu erkennen und sehnte sich überdieß aus dem älterlichen Hause. Der Kaufmann, ein routinirter Mann nicht nur in seinen Wein=, sondern auch in Liebesgeschäften, mißbrauchte die Unerfahrenheit und das liebende Vertrauen Karolinens und sie wurde in einer schwachen Stunde ein Opfer ihres Verführers. Das Mädchen bereute ihren Fall mit heißen Thränen, verheimlichte die Folgen desselben so lange als möglich und drang in ihren Verführer, als derselbe das nächstemal auf seiner Rundreise in ihrem älterlichen Hause einkehrte, ihr die geopferte Ehre durch die ihr versprochenen Ehe wiederzugeben. Der in solchen Fällen erfahrne Mann versprach es ihr auch auf's Neue und wollte in der kürzesten Zeit deshalb wiederkehren, nahm ihr jedoch auch das Versprechen dagegen ab, bis zu seiner Rückkehr gegen ihre Aeltern über ihren Zustand zu schweigen; als aber Woche auf Woche verging und weder der Geliebte in Person noch ein Brief von ihm erschien, blieb ihr nichts übrig, als sich der Mutter zu entdecken.

Der Auftritt, welcher in Folge dessen stattfand, mag höchst betrübend gewesen sein; das ohnedem von Kummer über die Untreue des Geliebten und vor Schaam fast zu Boden gebeugte Mädchen wurde mit einer Flut von Vorwürfen und Schmachworten überhäuft und namentlich war es ihre ältere Schwester Luise, welche die Gefallene schonungslos und hart behandelte, statt die unglückliche Schwester durch theilnehmende und tröstende Liebe aufzurichten. Der Vater war außer sich; er schrieb sofort an den Verführer seiner Tochter, erhielt jedoch von dem Hause, für das dieser bis jetzt gereist war, den Brief uneröffnet zurück mit dem Bemerken, daß der Betreffende nach seiner letzten Rückkehr aus ihren Diensten getreten sei und man nicht wisse, wo er sich jetzt aufhalte. Diese

Nachricht brachte das betrogene Mädchen fast zur Verzweiflung und dem an seiner Ehre auf's empfindlichste gekränkten Vater versetzte es den Todesstoß. Er starb nur kurze Zeit, bevor Karoline von einem lieblichen Mädchen entbunden wurde.

Um das Unglück der Familie noch voll zu machen, traten nach des Vaters Tode die zerrütteten Vermögensverhältnisse an's Licht, der Gasthof wurde nothwendigerweise versteigert und nur eine geringe Summe blieb der Wittwe mit ihren Töchtern übrig. Während Karoline mit ihrer Mutter und ihrem Kinde sich an einen benachbarten Ort wendete und dort mit dem angestrengtesten Fleiße arbeitete, um den nöthigen Unterhalt zu verdienen, entschloß sich Luise, auswärts eine Stelle als Wirthschafterin zu suchen. Es glückte ihr auch bald eine solche Stelle bei einer ältern Dame, welche ein Rittergut besaß und selbst bewirthschaftete, zu erhalten und sie wußte sich bald durch ihre nicht ungewöhnliche Geistesbildung, ihre auffallende Schönheit, ihr gewandtes und gefälliges und doch dabei höchst anständiges Benehmen, wie durch ihre Tüchtigkeit und Treue in ihrem Berufe deren Gunst in so hohem Grade zu erwerben, daß dieselbe sie wie ihre Tochter behandelte, mit großer Liebe, ja Zärtlichkeit umfaßte und selbst zuweilen Andeutungen fallen ließ, daß sie nach ihrem Tode, da sie nur entfernte Verwandte habe, für Luisen sorgen werde, überdieß überhäufte sie dieselbe mit Geschenken, namentlich in Putzgegenständen, wodurch ihre ursprüngliche Neigung zur Eitelkeit nur noch mehr Nahrung erhielt und sie selbst sich höchst glücklich in ihrer Stellung fühlte.

Indessen dieses Glück dauerte nicht lange. Auf einer Spazierfahrt hatten die scheu gewordenen Pferde den Wagen umgeworfen und ohne Besinnung wurde die

alte Dame auf ihr Schloß zurückgebracht, wo sie auch einige Tage darauf, ohne zum Bewußtsein zurückgekehrt zu sein, in Folge der heftigen Erschütterung des Rückgrates verschied. Der Tod hatte sie überrascht, ehe sie ein Testament gemacht und darin ihre wohlwollenden Gesinnungen gegen Luisen bethätigt hatte. Die Erben von Luisens mütterlicher Freundin kamen, nahmen das Gut in Besitz, aber keine Rücksicht auf die Absichten ihrer Erblasserin in Bezug auf Luisen und als nach einem Vierteljahre das Gut verkauft wurde, mußte sie dasselbe auch verlassen. Indessen hatte Luise schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit eines adligen Gutsbesitzers in der Nähe des Aufenthalts ihrer Mutter, wo derselbe sie kennen zu lernen Gelegenheit gefunden hatte, auf sich gezogen und kaum hörte derselbe ihre gegenwärtige Lage, als er ihr durch die dritte Hand eine gleiche Stellung als Wirthschafterin auf seinem Gute unter höchst annehmbaren Bedingungen anbieten ließ. Diese, höchst erfreut, aus ihrer Verlegenheit dadurch gerissen und der unangenehmen Nothwendigkeit überhoben zu sein, eine, wenn auch noch so kurze Zeit zu ihrer Mutter und Schwester zurückzukehren, nahm das Anerbieten an und obgleich es ihr nicht unbekannt blieb, daß ihr künftiger Herr ein Mann noch in den besten Jahren, unverheirathet und in dem Rufe war, nicht gleichgiltig gegen weibliche Schönheiten zu sein, so traute sie doch ihrem Stolze, ihren strengen Grundsätzen und ihrer Charakterfestigkeit viel zu sehr, um hierin eine Bedenklichkeit gegen die Annahme einer so vortheilhaften Stelle zu finden.

So trat sie denn dieselbe mit ziemlichem Selbstvertrauen an und bewährte sich auch hier als höchst tüchtig in ihrem Geschäftskreise und so anständig in ihrem Betragen, namentlich ihrem Prinzipale gegenüber, daß auch

nicht der leiseste Schatten ihren guten Ruf befleckte, so verschieden auch die Urtheile der Welt waren, als man hörte, daß der Herr Baron eine ausgezeichnet schöne Wirthschafterin engagirt habe. Dieser, in der Bekanntschaft des weiblichen Geschlechtes und der Kenntniß des weiblichen Herzens ziemlich erfahrne Herr bemerkte auch sehr bald, daß er hier keine gewöhnliche Person vor sich habe und bei der Erreichung seiner Absichten manche Schwierigkeiten werde zu überwinden haben; indessen das schreckte ihn nicht ab, veranlaßte ihn dagegen nur, desto unausgesetzter und auf feinere Weise sein Ziel zu verfolgen, ja es wurde ihm die Erobrung dieser hartnäckigen Festung eben so interessant als zur Ehrensache.

Er schien in der ersten Zeit das Mädchen nicht besonders zu beachten, behandelte sie als seine Untergebene und war, so oft er in Geschäften mit ihr zu verkehren hatte, höchst vorsichtig, zurückhaltend, kalt, ja vornehm stolz gegen dieselbe. Dadurch erreichte er in so fern seine Absicht, daß Luise sich gegen diese Seite für sicher zu halten anfing und die warnenden Winke, welche man ihr von manchen Seiten her bei ihrem Eintritte in dieses Haus gegeben hatte, als ungerechte Verdächtigungen ihres Prinzipals betrachtete; überdieß lebte im Hause eine verwittwete Schwester ihres Herrn, welche die Honneurs machte und die Anwesenheit dieser Dame, deren Wohlwollen und Zufriedenheit sie sich auch bald zu erwerben wußte, schien ihr ein Schutz gegen jeden Angriff auf ihrer Tugend zu sein. Nur Eins drückte sie zuweilen mit großer Bangigkeit: sie hatte nämlich von ihrer ersten Stellung her einige Schulden mitgebracht, veranlaßt durch Ausgaben für Putz und Kleidungsgegenstände, welche sie durch die gewöhnlichen Geschenke ihrer gütigen Herrin zu decken gehofft hatte, durch welche Rechnung

aber der plötzliche Tod derselben ihr auch einen Strich gemacht hatte.

Sie war daher nicht wenig überrascht, daß, als sie die erste gesparte Summe zur Tilgung der bedeutendsten dieser Schulden abgesendet hatte, sie von ihrem Gläubiger das Geld nebst einer quittirten Rechnung zurückerhielt mit dem Bemerken, daß diese Schuld bereits vor einiger Zeit durch ihren jetzigen Prinzipal bezahlt worden sei. Zwar fühlte sich Luise hierdurch einerseits in ihrem Stolze etwas verletzt, war andrerseits aber doch auch erfreut, durch das zurückerhaltene Geld ihrer übrigen Verbindlichkeiten sich entledigen zu können und zugleich geschmeichelt über die Aufmerksamkeit des Barons, obschon sie hierin immer noch mehr eine Anerkennung ihrer treuen Dienste, als einen Beweis persönlicher Zuneigung zu ihr zu sehen meinte. Hierin bestärkte sie auch sein Betragen, als sie ihm für diesen Beweis seiner Güte dankte, und doch schwand dadurch schon die erste Scheidewand, welche sie ihm gegenüber aufzurichten beim Eintritte in sein Haus für nöthig gehalten hatte. Zugleich gab er ihr bei dieser Gelegenheit mit großmüthiger Gönnermiene die Erlaubniß, zuweilen ihre Mutter mit Wirthschaftserzeugnissen unterstützen zu dürfen, wovon sie auch, vielleicht zuweilen in etwas zu ausgedehnter Weise Gebrauch machte.

So war das erste halbe Jahr in dieser ihrer neuen Stelle verflossen, als der Baron nun freundlicher und herablassender in seinem Benehmen gegen sie zu werden anfing, ohne jedoch seiner Stellung zu ihr sich etwas zu vergeben. Schon fühlte sie sich hierdurch geschmeichelt und als der feine Kenner des weiblichen Herzens die Schwächen der Festung bemerkte, ging er nun kühner auf sein Ziel los. Das Weihnachtsfest gab ihm Veranlassung, sie mit reichen Geschenken und namentlich

solchen, welche für ihre Eitelkeit den höchsten Werth hatten, zu überhäufen und sie glaubte sich in ihrem Entzücken kaum etwas zu vergeben, ihm den Kuß zu gewähren, den er sich bei ihrem Danke ausbat. Die weitern feinen Künste, womit der gewandte und galante Mann das arme schwache Mädchenherz umstrickte, welches zwischen Stolz und Hingebung schwankte, zu beschreiben, wird mir der geneigte Leser erlassen; nur so viel erzählte später der alte Jäger, daß, als er einst in der Dämmerung in der Nähe von Luisens Stube beschäftigt gewesen, von dort her Angstrufe vernommen habe und als er hingeeilt, von dem ihm entgegentretenden Baron barsch angefahren worden sei: Was er hier zu suchen habe? mit dem Bedeuten, sich nicht um Dinge zu bekümmern, die ihm nichts angingen. Der schlaue Diener, der seinen Herrn nur zu wohl kannte, durchschaute auch sofort die Lage der Dinge und folgte pünktlich dem Befehle seines Herrn. Mit Luisen aber ging seit jener Zeit eine sichtbare Veränderung vor und wer nur einigermaßen ein Kenner des weiblichen Geschlechtes war, konnte nicht über den Grund hierüber in Zweifel sein: die Festung hatte sich ergeben, der Verführer war zu seinem Ziele gelangt, jedoch, wie man sagte, nur durch das Versprechen, sie zu seiner Gemahlin machen zu wollen, wozu er indessen von da an wenig Lust zu haben schien.

Des Mädchens Seelenzustand wurde hierdurch und durch die ihr sich aufdrängende Gewißheit, daß ihr Fall die natürlichen Folgen habe, ein fürchterlicher: ihr Stolz war auf's Tiefste gedemüthigt, sie begann sich selbst zu verachten, ihren Verführer zu hassen und als sie ihn endlich mit ihrem körperlichen Zustande bekannt machte und an die Erfüllung seines Versprechens auf's Flehendste mahnte, da nahm er die Maske, die er nun nicht mehr

nöthig zu haben glaubte, vollkommen ab und erklärte ihr, daß davon nicht die Rede sein könne, er jedoch dafür Sorge tragen wolle, daß ihr Ruf geschont werde, sie solle eine Reise auf einige Zeit zu einer ihm bekannten Dame machen und dann später zu ihm zurückkehren. Sie erstarrte bei dieser Eröffnung, kehrte dann entrüstet dem entsetzlichen Manne den Rücken und mied ihn von da an als ihren ärgsten Feind. Als sie allein war, vergoß sie Ströme von Thränen, rang die Hände und ergab sich einer Verzweiflung, die von Tage zu Tage wuchs und ihren Gipfel erreichte, als ihre Mutter und jüngere Schwester bei einem Besuche ihren Zustand erkannten und die Letztere ihr die einst von der Stolzen erhaltenen Vorwürfe und Schmachreden auf's Reichlichste zurückgab. Bei dieser Gelegenheit mag wohl zuerst bei ihr der Gedanke entstanden sein, sich eines Lebens zu entledigen, das für sie allen Werth verloren hatte, da ihr höchstes Kleinod, ihre Ehre, vernichtet war und sie in die bodenlose Tiefe einer für sie schauerlichen Zukunft schaute.

Solche Verzweiflungsgedanken weiß der böse Feind wohl zu benutzen und so konnte sie es selbst als ein Zeichen von oben ansehen, als kurze Zeit hierauf eine reisende Kammerjägerin, wie man hier zu Lande die Personen nennt, welche aus der Vertilgung des Ungeziefers ein Gewerbe machen, auf dem Gute ihre Dienste anbot. Luise kaufte eine ziemliche Portion Rattengift, dessen Hauptbestandtheil Arsenik ist und benutzte es nicht zu seinem ursprünglichen Zwecke, sondern verschluckte in einer schwarzen Stunde selbst eine Portion davon. Die Wirkung davon war aber nicht die gewünschte, sei es, daß die Quantität zu wenig, die Qualität zu schlecht oder zu viel mit andern Substanzen vermischt war; sie litt zwar darauf fürchterliche Schmerzen, aber nicht zum

Erliegen, viel weniger zur Tödtung, vielmehr konnte sie sich noch dabei so bezwingen, daß sie ihre Geschäfte verrichtete, aber diese Körperschmerzen und Seelenqualen lange zu ertragen, war ihr unmöglich, das fühlte sie wohl; einem Arzte sich zu entdecken und von dort Hilfe zu suchen, erlaubte ihr Schaamgefühl nicht, lag auch nicht in ihrer Absicht, sie wollte ja sterben, darum blieb ihr nichts übrig, als zum ersten Tödtungsversuche den zweiten Versuch hinzuzufügen. Woher sie das zweite, wirksamere Gift erhalten hat, weiß heute noch Niemand, denn man fand nach ihrem Tode in ihrem Nähtische nur das leere Papier, in welchem Bitterkleesalz gewesen war.

An einem Sonntagsnachmittage, wo sie früh noch die Kirche besucht und man sie während des Gottesdienstes viele Thränen vergießen gesehen hatte, erlaubte sie dem sämmtlichen weiblichen Gesinde nach dem Abendessen den im benachbarten Dorfe stattfindenden Tanz zu besuchen, was um so weniger auffiel, da auch der Verwalter den Knechten dieselbe Erlaubniß gegeben hatte; die Schwester des Barons war schon seit einigen Wochen verreist, und der Baron selbst, welcher Luisen seit dem erwähnten Auftritte so viel als möglich zu vermeiden suchte, war unmittelbar nach der Mittagstafel in die nächste Stadt gefahren, um einem dort stattfindenden Balle beizuwohnen. So war denn am späten Abende Luise auf dem großen Gute ganz allein, denn auch der Verwalter hatte sich, wie sich später ergab, die Erlaubniß selbst ertheilt, einen auswärtigen Besuch zu machen, nur der bereits erwähnte alte Jäger mit seiner Frau war noch im Hause.

Als die Unglückliche so das Haus rein wußte, vollbrachte sie zum zweitenmale die gräßliche That, sie nahm das Gift, Gott weiß es allein! unter welchen vorher-

gegangenen Seelenkämpfen; aber fürchterlich waren die Wirkungen desselben. Nur wenige Minuten, nachdem sie dasselbe verschluckt hatte, begann dasselbe in ihren Eingeweiden zu wüthen und die Schmerzen waren so entsetzlich, daß sie ihr alle Besinnung raubten. Wie Messer wüthete es in ihrem Innern und die fürchterlichsten Jammertöne entquollen ihrem Munde, ihr Wimmern ging in laute Klagen, ihre Klagen in Geschrei, ihr Geschrei in Gebrüll über. Der alte Jäger, zu dessen Stube es bald drang, eilte erschrocken herbei und fand sie auf der Diele ihres Zimmers liegend in den heftigsten Convulsionen, unter haarsträubenden Schmerzensrufen. Er durcheilte die ganzen Gebäude, Alles war fort, kein Mensch zur Hilfsleistung da; des Jägers Frau holte Milch um ihr dieselbe einzuflößen, Luise stieß sie in der Schmerzensangst von sich; er jagte indessen athemlos nach den nächsten Häusern des Dorfes: in einigen waren die Bewohner auch dem Tanzvergnügen nachgegangen, in den andern schliefen die Leute bereits und so verging wohl eine halbe Stunde, ehe er einige davon herausgeklopft hatte und mit ihnen auf's Rittergut zurückkehrte.

Zur Hilfe kamen sie zu spät, der Tod hatte sich endlich der Unglücklichen erbarmt, sie hatte vollendet, allein und verlassen, denn auch des Jägers Frau hatte den entsetzlichen Anblick nicht länger ertragen können, sie war davon geeilt und hatte ihre Ohren in ihrer Stube noch mit beiden Händen zugehalten, um nur die Jammertöne nicht zu hören. Die Gesichtszüge der Armen trugen den Stempel des entsetzlichsten Schmerzes, ihr volles, schönes Haar war aufgelöst, sie hatte darin im Uebermaaße des Schmerzes mit den Händen gewüthet. Sofort schickte der Jäger einige Leute nach der Stadt, um einen Arzt zu holen und dem Baron das Vorgefallene

zu melden. Spät nach Mitternacht kam derselbe in Eile gefahren und brachte sogleich einen Arzt mit, doch Luise hatte schon seit mehrern Stunden ausgelitten; die gerichtliche Obduction gewährte den Aerzten den Anblick einer Zerstörung der edelsten Theile, vor dem selbst die erfahrnen Männer schauderten: unter Qualen, welche kein Menschenmund aussprechen kann, war die Unglückliche gestorben, sie hatte nicht nur sich, sondern auch einem fünfmonatlichen Knaben das Leben geraubt.

Es kamen auch ihre Mutter, Schwester und zwei Brüder, und es stellten sich hierbei denen, die Augenzeuge davon waren, Auftritte dar, welche Herz und Seele zerschnitten. Die Mutter, deren Stolz Luise gewesen war, sank bewußtlos an der Leiche nieder und als sie erwachte, entströmten Worte ihrem Munde, welche die Feder nicht nachzuschreiben vermag: sie rufte den Fluch und die Rache Gottes über den herab, welcher die Veranlassung zur That ihrer Tochter gegeben habe, sie forderte den Verführer und Mörder ihres Kindes vor Gottes Richterstuhl und man befürchtete zuerst, der Mutterschmerz habe sie des Verstandes beraubt. Karoline starrte stumm und in Thränen aufgelöst die Schwester an; alle harte, verletzende Worte, die sie ihr in so reichem Maaße zurückgegeben hatte, stellten sich vor ihre Erinnerung und zerrissen ihr Herz mit zu später Reue. Die Brüder Luisens, im Aeußern gefaßter, entbrannten im Innern vor Rache und schwuren, das ganze Gewebe der Bosheit zu enthüllen und den Schuldigen vor den Richterstuhl der weltlichen Gerechtigkeit zu ziehen; indessen sie vermochten den letztern Vorsatz nicht auszuführen, denn obgleich der Urheber der ganzen entsetzlichen Begebenheit nicht schwer zu errathen war, so fehlten doch die bei einem gerichtlichen Verfahren nöthigen Beweise: der Mund, welcher allein hätte den Schuldigen anzeigen

können, war durch den Tod geschlossen, hatte auch beim letzten Besuche der Mutter, als Luise ihren Zustand derselben nicht läugnen konnte, keinen Namen genannt, ja auch nicht die geringste Spur eines schriftlichen Wortes von ihr in Bezug hierauf war in ihrem Nachlasse zu finden.

Der Baron war noch am nächsten Morgen nach dem Vorfalle verreist und hielt sich von da an in der Hauptstadt des Landes auf, hat auch seitdem sein Gut nur auf Stunden besucht, denn wenn Geschäfte seine Anwesenheit dort nöthig machten, übernachtete er stets in der nächsten Stadt, später aber verkaufte er dasselbe.

Es handelte sich nun noch um Luisens Begräbniß. Nach der Strenge der damals noch giltigen Gesetze war ihr ein ehrliches Begräbniß, selbst ein Grabhügel versagt, indessen die allgemeine Theilnahme und das Mitleid war in diesem Falle überwiegend, ja besiegte selbst der Dorfbewohner Vorurtheil und so wußte es auch der Geistliche des Orts bei seiner Behörde zu vermitteln, daß die Beerdigung zwar in der Stille, aber doch anständig und ohne Aufsehn erfolgte. In stiller Abendstunde trugen einige junge Burschen den Sarg hinüber auf den Friedhof, die Gemeinde hatte ihre Bahre und Leichentuch bewilligt; unter dem Feierabendläuten wurde sie in ihre Ruhestatt gesenkt und ein Hügel auf ihrem Grabe errichtet, doch kein Kranz und keine Blumen zierten den Sarg, schmückten das Grab. Demohngeachtet fand man am nächsten Sonntage dasselbe mit Astern geschmückt, sie bildeten einen Kranz und in ihm ein L. Die Töchter des Pfarrers hatten ihr in abendlicher Stille diesen Beweis der innigsten Theilnahme gepflanzt.

So endete ein Mädchen, welches ein Meisterstück ihres Schöpfers war und ganz geeignet gewesen wäre, einen Mann glücklich zu machen, als Opfer ausgesuchter

Verführungskünste, zum Theil mit durch ihre Eitelkeit. Der Herr sei ihr ein gnädiger Richter, der Schuldige aber wird dem Gerichte Gottes, das er jedenfalls jetzt schon zu Zeiten in seinem Innern erfährt, gewiß nicht entrinnen.

V.

Der Zuchthäusler,

oder:

Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht.

Bieten sich dem gläubigen Christen und Menschenfreunde in unsrer Zeit auch so manche Erscheinungen in der Menschenwelt dar, welche das Herz mit tiefer Trauer erfüllen müssen — obgleich in jedem Jahrhunderte auch besondre geistige und sittliche Krankheiten vorherrschen, — so kann und darf man doch auch die Vorzüge unsrer Zeit nicht verkennen, wodurch sich dieselbe vor den vergangenen Jahrhunderten auszeichnet und uns mit der Gegenwart wieder in etwas aussöhnt. Einer dieser erfreuenden Charakterzüge unsrer Zeit ist die Aufmerksamkeit, welche man jenen Unglücklichen widmet, welche wegen begangener Verbrechen dem menschlichen Gesetze verfallen, dem Verkehre mit der menschlichen Gesellschaft entzogen und ihrer Freiheit beraubt werden müssen. Das christliche Erbarmen hat sich der Gefangenen und Sträflinge angenommen, namentlich haben glaubenserfüllte edle Frauen ihre christliche Liebesthätigkeit diesen Unglücklichen zugewendet, die Namen einer Miß Fry und Fräulein Sieveking glänzen als erste Namen an diesem Himmel und gewiß auch im Himmel Gottes; der Staat hat erkannt, daß die Zuchthäuser nicht blos Strafan-

stalten sein dürfen, sondern zugleich auch Besserungshäuser sein müssen, wenn der bürgerlichen Gesellschaft damit gedient sein soll und die oft wegen geringer Verbrechen Bestraften durch den Umgang gänzlich versunkener Bösewichter nicht als völlig verderbt und im Bösen verhärtet die Anstalt wieder verlassen sollen, so daß das zweite Uebel ärger wird als das erste; man hat dahin zu wirken gesucht, daß, wenn solche Unglückliche nach verbüßter Strafzeit wieder in die Welt zurücktreten, ihnen das Vergangene nicht zum Vorwurfe und zur Kränkung gemacht werden darf; es haben sich endlich Vereine gebildet, um der entlassenen Sträflinge sich anzunehmen, sie in ihre Obhut und Fürsorge zu stellen, vor Rückfällen und neuen Gesetzesübertretungen zu bewahren und nach und nach auch als moralisch Genesene und Erstarkte der menschlichen Gesellschaft als nützliche und würdige Glieder zu gewinnen.

Wem möchte nicht bei solchem Werke das Herz schwellen? wer kann hierbei die Hände müßig in den Schooß legen und theilnahmlos und herzlos blos zuschauen? wenigstens hat einen solchen Gellerts herrliches Wort noch nicht in seiner begeisternden Kraft und beseligenden Wirkung ergriffen:

Da ruft, o möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
Heil sei dir! denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet du!
O Gott, wie muß dieß Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein!

Indessen darf man andrerseits hierbei sich auch nicht von einer krankhaften Empfindelei, von schwärmerischer Weichlichkeit, von überspannten Träumereien und falschen Ansichten von der ursprünglichen Reinheit des Menschenherzens erfüllen und leiten lassen, wozu unsere neueste

Romanliteratur nicht wenig beigetragen hat, welche jene allerdings Unglücklichen meist als unschuldig Gekränkte, durch Leidenschaften Hingerissene, durch schlechte Gesellschaft Verführte, durch mächtige Feinde Verfolgte, im Grunde aber als gute und schuldlose Menschen, ja als Tugendhelden darstellt und das Interesse der Leser dadurch für sie zu gewinnen sucht.

Es ist dieß eine arge Täuschung. Die geheime Geschichte der Zuchthäuser, die Erfahrung der Seelsorger an solchen Anstalten, ja das tägliche Leben schon spricht auf das Ueberzeugendste und zwar durch Thatsachen dagegen und so möge denn nachstehende Mittheilung aus meinem Amtsleben auch einen traurigen Beleg hierzu liefern und zugleich beweisen, daß die Rettung solcher Unglücklichen ein höchst schwieriges Werk ist und nur in den seltensten Fällen durch Gottes Gnade gelingt, und daß, wenn man es unternimmt, große Vorsicht und Menschenkenntniß dabei von nöthen ist, vor Allem aber man bei erfreulichen Anfängen sich keineswegs schon kühneren Hoffnungen auf vollständiges Erreichen des gesteckten Zieles hingeben darf.

Sechs Jahre war ich bereits Seelsorger der Kirchengemeinde Friedersdorf und kannte die Glieder derselben sämmtlich von Angesicht und meist auch nach ihren Lebensverhältnissen und ihrer sittlichen Beschaffenheit, denn die Gemeinde war nicht zahlreich, die Seelenzahl reichte nicht an das vierte Hundert; es war beinahe kein Haus, in welches ich nicht in Amtsgeschäften oder als besuchender Freund schon eingetreten wäre und Große und Kleine konnte ich selbst bei ihren Taufnamen nennen, da wurde mir von einem neuen Ankömmling erzählt, es war aber weder ein neugebornes Kind, noch ein von auswärts in's Dorf Gezogener, vielmehr ein schuldbeladener junger Mann von 30 Jahren, im eingepfarrten Dorfe Walldorf

geboren und dort heimathsangehörig. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Neuigkeit durch die Gemeinde: Raubold ist wieder in Walldorf! — Raubold? Den Namen, er klang schon nicht einnehmend, hatte ich noch nie gehört, es war auch keine Familie sonst dieses Namens in der Gemeinde und so erfuhr ich denn alsobald auf mein Befragen: es sei ein schlechter Kerl, der schon fünfmal im Zuchthause gesessen und jetzt zum Schrecken von ganz Walldorf aus demselben entlassen, in seinen Heimathsort gewiesen worden sei.

Ich ließ sofort den Walldorfer Gemeindevorsteher zu mir kommen und erkundigte mich bei diesem nach dem Nähern dieses meines neuen, mir eben nicht bestens empfohlnen und doch grade dadurch nur um so mehr meiner Seelenpflege bedürftigen Gemeindegliedes. „Ich war schon, als Sie zu mir schickten, auf dem Wege zu Ihnen, Herr Pastor," sprach der Eingeladene, ein alter Mann mit weißen Haaren, „um mit Ihnen über den Raubold zu sprechen und Ihren Rath mir zu holen, denn mit dem ist uns nun wieder recht eine Ruthe auf den Rücken gebunden. Raubold heißt der Kerl und führt den Namen in der That, denn er ist mit krummen Fingern auf die Welt gekommmen und kann das Mausen nicht lassen; fünfmal ist er schon auf dem Zuchthause gewesen und wird auch noch drinnen sterben. Doch wenn ich Ihnen seine ganze Lebensgeschichte erzählen soll, da muß ich weit ausholen und Ihnen wird die Zeit dabei lang werden." Ich versicherte dem Gemeindebeamten das Gegentheil, bat ihn vielmehr, mir Alles recht ausführlich mitzutheilen, es liege mir viel daran und ich würde ihm nur um so dankbarer sein, je mehr er mir erzählen könne.

„Nun, so will ich Ihnen Alles recht haarklein erzählen, Herr Pastor, so gut ich's nur weiß," begann der Mann. „Sie kennen doch unsre Schmiede, die dem

Hillig gehört, sie liegt am äußersten Ende des Dorfes, oben unmittelbar am Walde. Diese gehörte vor etlichen vierzig bis funfzig Jahren einem gewissen Weller und in dem Hause war eine heillose Wirthschaft; der Mann trank stark und oft genug über den Durst, 's war ihm aber auch nicht zu verdenken, denn seine Frauenzimmer machten ihm das Leben sauer und den Kopf oft recht warm. Seine Frau war ein arges Weib mit einem bösen Maule, es gingen ihr die Worte und Redensarten zwischen den Zähnen durch wie warme Semmeln und die sie noch gekannt haben, und ich gehöre auch dazu, haben da oft ihr blaues Wunder gehört. Dabei führte sie eine arge Wirthschaft und es halfen ihr dazu noch drei erwachsene Töchter, die alle zu Hause waren; 's wäre besser gewesen, die Dirnen hätten sich vermiethet, es mochte sie aber Niemand haben, denn jeder fürchtete sich vor ihren bösen Zungen, natürlich! sie hatten's von ihrer Mutter gelernt und hörten's alle Tage nicht besser; dabei hatten sie nichts gelernt und waren stinkend faul, aber desto flinker auf den Tanzböden und desto fleißiger in den Schenken und putzten sich und machten Staat, daß unsre Bauerstöchter sich vor ihnen schämen mußten; nun, es wußte es auch Jeder, wovon sie sich den Plunder anschaffen konnten, denn es kehrten manchmal Leute in der Schmiede ein, die man am liebsten gehen als kommen sieht: Wilddiebe, die ihre Flinten dort einlegten und versteckten und manches Reh mag dort zerwirkt worden sein; Herren aus der Stadt, die auf andres Wild ausgingen; Holzmauser im Großen, welche die gestohlnen Bäume mit Pferden und Wagen wegfuhren und dort den Jäger ablauerten, wenn er wieder vom Walde nach Hause ging; lüderliches Volk, die in die Büsche und hinter die Zäune kriechen, wenn sie den Landjäger sehen geritten kommen; solches und ähnliches Ge-

sindel flog in dem Hause ein und aus, wie in einem Taubenschlage und Wellers fielen dabei auch nicht von der Bank, sie bekamen auch ihren Theil vom ungerechten Gute; übrigens waren die Mädchens schmucke Dirnen und hatten glatte Gesichter.

Bei solchem lüderlichen Leben war es kein Wunder, daß die älteste Tochter bald zu Falle kam; sie hatte aber doch noch so viel Ehrgefühl, daß sie's mit Hilfe ihrer Mutter vor den Leuten verheimlichte und als der schreiende Zeuge ihrer Schande zur Welt kam, machten sie das unschuldige Kind todt. Ich war damals noch ein junger Bursche, aber 's ist mir noch wie heute, als die Gerichte kamen und die Untersuchung los ging; sie hatten das arme Würmchen erstickt und draußen im Walde unter einem Strauche versteckt, aber der liebe Gott bringt Alles an das Licht und man hatte schon lange von Wellers Karolinen so etwas gemunkelt, so daß der Verdacht gleich auf sie fiel, als Weiber, die dürres Holz zu lesen in den Wald gegangen waren, die Kinderleiche fanden. Es mußten aber Vornehme mit drunter gesteckt haben, denn das Mädchen kam nur auf fünf Jahre in's Zuchthaus, eine andre wäre geköpft worden und die Mutter mußte zwei Jahre brummen. Sie werden wohl die Geschichte im Kirchenbuche finden.

Demohngeachtet nahmen sich ihre Schwestern kein Beispiel daran und so ließ sich die Jüngste, Mine, mit einem Verwalter hier auf dem Hofe ein, er hieß Raubold und war auch ein lüderlicher Mensch, der ganz zu der Gesellschaft paßte, denn Gleich und Gleich gesellt sich gern. Der raste mit ihr auf dem Tanzboden rum, schenkte ihr seidne Tücher und schöne Hauben, hielt sich ganze Nächte oben in der Schmiede auf und betrog dabei die Herrschaft auf's Schmählichste. Als er die Mine angeführt hatte und vom gnädigen Herrn, der zu spät

hinter seine Streiche gekommen war, fortgejagt wurde, ging er in alle Welt und das Mädchen saß mit ihrem Kinde da. Und das Kind ist eben der Raubold, nach dem Sie fragen, und daß der schon im Mutterleibe verwahrlost war, ist kein Wunder. Ein Jahr darauf heirathete seine Mutter einen Schmiedegesellen, an dem auch nicht viel war, und sie zogen in ein Dorf, zwei Stunden von hier, wo er die Gemeindeschmiede pachtete, aber sie mußten bald einpacken und sind, glaube ich, nach Polen ausgewandert, es hat wenigstens Niemand wieder etwas von ihnen gehört, den Jungen ließen sie aber da bei seinen Großältern; da ist er aufgewachsen und hat auch nie etwas Gutes gesehen.

Als er fünf Jahre war, starb der alte Schmied und das Haus mußte Schulden halber verkauft werden, die alte Wellern zog in's Armenhaus und ging zuletzt betteln und der Junge mußte auch mit helfen; wo sie aber hinkamen, da machte man geschwinde die Schränke zu und zog die Schlüsseln aus den Schlössern, denn sie dachten von Allem, was sie sähen, es wäre ihre. Da hat der Raubold das Mausen erst recht gelernt und wohl manches mitgehen heißen. Als er neun Jahre alt war, miethete ihn ein Bauer in Frankendorf als Kühjungen, er war aber nicht ein halbes Jahr dort, so stahl er ihm einen Ducaten, denn der Bauer hatte den Salzschank und es gingen immer viel Leute dort ein und aus, die Salz holten und Geld brachten. Als es herauskam, und das dauerte nicht lange, kam er 's erste Mal auf's Zuchthaus, denn damals gab es nicht, wie jetzt, eine besondre Anstalt für solche jugendliche Verbrecher, und er mußte, weil dabei auch von seinen frühern Streichen viel mit herauskam, zwei Jahre dort stecken.

Als er wieder kam, mußte die Gemeinde für ihn sorgen und es nahm ihn der Richter in die Zucht und

war ihm scharf hinterher. Die erste Zeit that er auch gut, aber nach einem Jahre — und er ging noch obenein dazumal mit beten, denn er sollte mit zu Gottes Tische gehen, — stahl er seinem Dienstherrn eine silberne, dreigehäusige Uhr. Da kam er zum zweiten Male in's Zuchthaus und wieder auf zwei Jahre; dort ist er auch confirmirt worden. Als er dort entlassen wurde, thaten wir ihn unter die Soldaten; der gnädige Herr war uns dabei behilflich, da sollte er ein Tambour werden. Da hatte er's erstaunlich strenge, denn der Korporalstock lag immer hinter ihm, und er that wieder ein Jahr gut, bis er einem Kameraden, der ein reicher Bauerssohn war und von zu Hause Geld geschickt bekommen hatte, gegen zehn Thaler stahl sammt dem ledernen Beutel. Da hat er nun unvernünftige Prügel bekommen, wurde vom Militär fortgejagt und kam, weil er nicht ausgehobner Rekrut, sondern freiwillig eingetreten war, zum dritten Male auf's Zuchthaus, aber dies Mal auf drei Jahre.

Als er seine Zeit dort abgesessen hatte und uns wieder hergeschickt wurde, wußten wir vor Angst nicht, was wir mit dem Kerle, der nun schon neunzehn Jahre alt war, anfangen sollten, bis wir endlich in der Stadt nach vieler Mühe und großen Versprechungen einen Schuhmachermeister fanden, der ihn in die Lehre nehmen wollte. Dort stellte er sich auch recht gut an, sein Meister war zufrieden mit ihm, denn der Schlingel ist gar nicht ungeschickt und wir waren Alle herzlich froh und schickten dem Manne manch Stückchen Butter und manche Wurst hinein und baten ihn, sich mit dem Menschen rechte Mühe zu geben, aber ihm auch stark auf dem Nacken zu sein. Ja, lieber Gott, die Freude dauerte auch nur wieder ein Jahr, denn länger hält er's nicht in der Freiheit aus, dann ergreift's ihn förmlich, daß er wieder

lange Finger machen muß, um wieder in's Zuchthaus zu kommen. Und so war's auch dies Mal; es arbeitete bei seinem Meister auch ein Geselle, 's war ein Thüringer und ein bildhübscher Mensch, der hatte eine vornehme, heimliche Liebschaft in der Stadt, sie sprachen gar davon, es wäre eine Ehefrau gewesen, denn in den Städten mag's wunderbar zugehen, die hatte ihrem Schatze einen kostbaren Ring geschenkt, sie hätte auch besser gethan, sie hätte ihm was Andres gegeben, 's geht mich aber nichts an, kurz den Ring zeigt er dem Raubold und thut noch groß damit, der aber denkt, er müsse auch an seinen Finger passen, und weil's wirklich so ist, so gefällt er ihm dermaßen, daß er ihn vergißt wieder abzuziehen und hinzulegen, wo er ihn weggenommen hat, sondern läuft mit dem Ringe auf und davon.

Als sie ihn wiederkriegen, spricht er: er hätte den Ring nicht wieder vom Finger bekommen können, da sei er vor Angst fortgelaufen; als aber der Gerichtsdiener hinten drauf hieb, ging der Ring vorne schnell runter, und nun kam Raubold zum vierten Male auf zwei Jahre in's Zuchthaus. Das war übrigens eine böse Untersuchung, denn der Geselle sollte auch vor Gericht sagen, wo er den Ring her hätte und weil er seine Liebste nicht verrathen wollte und sagte, er hätte ihn gefunden, Raubold aber doch anders ausgesagt hatte, so mußte er's endlich bekennen, da mag's seinem Schatze auch nicht auf's Beste bekommen sein, der Mensch aber mußte die Stadt verlassen und die paar Wochen, welche er in Untersuchungshaft saß, hat er mit in den Kauf genommen.

Als Raubold seine zwei Jahre abgebüßt hatte, wurde er uns wieder zugewiesen und unsre Noth ging von Neuem an. Wir thaten ihn einstweilen in's Gemeindehaus und er mußte der Reihe nach bei den Bauern

tagelöhnern, manche gaben aber lieber etwas in die Gemeindekasse, als daß sie ihn in's Haus ließen, da habe ich ihn noch am längsten bei mir gehabt und war auch das erste Vierteljahr halbweg mit ihm zufrieden; auf einmal war er verschwunden und hatte sich aus dem Staube gemacht. Daß er sich nicht verlaufen würde, dachten wir wohl, und daß wir ihn zur rechten Zeit wiederkriegen würden, wußten wir gewiß, und richtig! nach drei Vierteljahren kam die Hiobskunde: Raubold hätte wieder gestohlen und säße im Gefängnisse. Er hatte nämlich im Zuchthause eine angenehme Bekanntschaft mit einem noch schlechtern Kerle, als er selbst war, gemacht und mit ihm Freundschaft geschlossen; der Freund aber hatte noch ein Vierteljahr länger als er zu sitzen. Nun hatten sie sich verabredet, wo sie sich dann treffen und miteinander ihre Streiche machen wollten; drum hielt der Raubold auch nur das Vierteljahr bei uns aus und war dann zu jenem gelaufen. Da mochten denn die Burschen schon manchen Streich mit einander ausgeführt haben, bis es ihnen einfällt, die Post zu berauben. Sie lauern auch auf, wo der Wagen in der Nacht einen langen, steilen Berg langsam hinauffahren muß, da brachen sie hinten auf und nahmen nur ein einziges Geldfäßchen heraus, es mögen aber wohl einige Hundert Thaler darin gewesen sein. Weil nun aber der Kerl bei allen seinen Mausereien kein Glück hat, so wurde er sammt seinem Freunde richtig nach einigen Tagen schon erwischt und hat nun wieder sieben Jahre im Zuchthause gesessen. Nun ist seine Strafzeit um und gestern ist er wieder in Walldorf eingerückt und hat sich bei mir gemeldet. Nun wissen wir uns in der Angst keinen Rath mehr und ich wollte darum Sie, lieber Herr Pastor, bitten, uns zu rathen und zu helfen, was wir mit dem Kerle anfangen, denn bei uns nimmt ihn

Niemand mehr in Arbeit, es fürchtet sich Alles vor ihm, obgleich er aussieht, als ob er kein Wässerchen trüben könne."

Damit schöpfte mein alter Erzähler neuen Athem und hörte gespannt, was ich ihm antworten würde. Das ist eine traurige Geschichte, die Sie mir hier mitgetheilt haben, lieber Freund, entgegnete ich, und ich beklage meine Walldorfer herzlich deßhalb, indessen meine ich, der unglückliche Mensch sei noch bei Weitem mehr zu beklagen, denn sagen Sie selbst: nach dem, was Sie mir von seiner Familie, von seiner Erziehung, von seinem sechszehnjährigen Aufenthalte im Zuchthause erzählt haben, ist's da ein Wunder, daß es so mit ihm geworden ist? Ueberdieß darf man an keines Menschen Besserung verzweifeln, hat nicht selbst der Mörder am Kreuze zur Rechten des Herrn noch um die eilfte Gnadenstunde Buße gethan und an den Heiland der Sünder geglaubt und darum die köstliche Verheißung des Heilandes empfangen: Wahrlich, ich sage dir, heute noch sollst du mit mir im Paradiese sein? Ich gebe darum auch die Hoffnung bei Raubold noch nicht auf und will noch selbst einen Versuch mit ihm machen; nun ist aber vor allen Dingen nöthig, daß ich ihn sehe, spreche und kennen lerne. Bringen Sie ihn also heute noch zu mir, kommen Sie aber selbst mit, ich bitte darum; das Weitere wird sich dann schon finden.

Seelenfroh verließ mich der Mann, indem er versprach, sofort meinem Verlangen nachzukommen, denn es sei ihm, meinte er, durch meine Worte sowohl, als auch dadurch, daß noch Jemand diese schwere Sorge mit ihm theilen wolle, eine große Last vom Herzen gefallen; als ich aber wieder allein war, befahl ich die Sache dem großen Erzhirten, der ja das Verlorne suchte und als der gute Hirte für uns starb und uns, seine

Diener, mit dem Worte erquickt: Es ist Freude vor den Engeln Gottes im Himmel über einen Sünder, der Buße thut! und wie gern hätte ich diesen Unglücklichen gerettet! darum gelobte ich, nichts hier meinestheils unversucht zu lassen.

Es vergingen kaum einige Stunden, so kehrte mein ehrlicher Gemeindevorstand zurück, mit ihm der Zuchthäusler Raubold. Als ich ihre Schritte auf meiner Treppe hörte, klopfte mir das Herz und ich sendete schnell noch einen Stoßseufzer nach oben zum mächtigen Helfer. Schüchtern und befangen trat zuerst Raubold ein, hinter ihm sein Begleiter. Ich hatte mir ein andres Bild von Ersterm gemacht: es war ein blasser, schmächtiger Mensch von mittler Körpergröße mit einem etwas falschen Blicke und gekrümmter Haltung, in leichter, erbärmlicher Kleidung und wie ich mich bald überzeugte, beschränkten Geistes, aber keineswegs verstockten Herzens oder trotzigen Wesens, seine Rede war stotternd, seine Gesichtszüge gutmüthig. Ich bat für's Erste seinen Begleiter, mich auf einige Zeit mit Raubold allein zu lassen, bis ich ihn rufen werde und er begab sich indessen zur Pfarrfrau, um auch vor dieser sein Herz ob der neuen Last, die auf diesem ruhe, auszuschütten.

Was ich zu Raubold sprach, das will ich dem freundlichen Leser nicht wörtlich mittheilen: es war eine Beichthandlung; ich redete ihm freundlich zu, Vertrauen zu mir zu fassen, da ich es herzlich mit ihm meine und Gutes mit ihm im Sinne habe, er solle sich mir nur auch offen mittheilen und nichts verschweigen, dann könne ihm auch noch geholfen werden, auf welche Weise, wolle ich ihm später sagen. Da faßte der Mensch auch Muth und das Herz ging ihm auf, es mochte wohl lange Niemand so freundlich zu ihm gesprochen haben; er be-

kannte mir alle seine Verbrechen, suchte sie jedoch zu entschuldigen, versprach aber alles Mögliche und versicherte, ihn solle gewiß nichts wieder in's Zuchthaus bringen und dabei vergoß er natürlich Ströme von Thränen. Nach dieser Beichte ließ ich die ganze Strenge des göttlichen Gesetzes vor ihm aufgehen, öffnete ihm den Abgrund seines Herzens und den, an dessen Rande er für Zeit und Ewigkeit stehe, wies ihn aber darauf auch den Weg der Gnade und versprach, mich seiner anzunehmen, wenn er wirklich gerettet werden wolle.

Hierauf ließ ich meinen Gemeindevorsteher wieder eintreten, welchen jedoch die Thränen, in denen er Raubolden fand, wenig rührten. „Lassen Sie sich nicht dadurch täuschen," sprach er zu mir in Gegenwart des Menschen," so hat er allemal geheult, so oft er aus dem Zuchthause kam und alles Mögliche versprochen, das hält bei ihm nicht nach und in ein paar Wochen ist Alles wieder rein vergessen, denn an dem Menschen ist Hopfen und Malz verloren!" Noch nicht, lieber Freund, begütigte ich ihn, lassen Sie uns gemeinschaftlich noch einen Versuch mit ihm machen, vielleicht daß doch die Gnadenstunde auch für ihn geschlagen hat; Geduld und Langmuth muß der Herr viel mit uns armen Sündern haben, lassen Sie uns Beides auch an diesem armen Sünder üben. „Wohl, Herr Pastor," entgegnete er, „so versuchen Sie es, ich aber gebe die Hoffnung auf, wollte Gott! es gelänge Ihnen, wir Alle würden Ihnen von Herzen dankbar sein, er aber müßte es am meisten, und wenn es einem noch möglich ist, diesen Menschen auf die rechte Bahn zu führen, so sind Sie es, das erkenne ich an."

Ich dankte zwar dem Manne für dieses Vertrauen, erkannte aber wohl auch, daß er nur froh war, daß ich das Werk allein auf meine Schultern legen wolle und

er selbst dabei leichter ausgehe, indessen ich hatte es mir nun einmal zugesagt, mein Rettungsamt an dem Verlornen zu versuchen und ich wollte darum den Entschluß auch zur That bringen. Nun wohlan! sagte ich, du hörst Raubold, wie du mit und bei denen stehst, an die du gewiesen bist und die für dich zu sorgen haben, du hast durch wiederholte Rückfälle ihr Vertrauen auf immer verscherzt und so bin ich denn der Einzige noch, der dich nicht aufgibt, der noch Vertrauen zu dir hat, der sich deiner annehmen will. So nehme ich dich denn in meine Hand, wirst du mich auch täuschen? so nehme ich dich denn in meine Zucht, in mein Haus, doch soll es kein Zuchthaus sein, wie das, welches du so lange bewohnt und erst jetzt wieder verlassen hast, in der Zucht der bessernden Liebe, aber auch des strafenden Ernstes sollst du stehen, in meinem Hause aber als Hausgenosse betrachtet und behandelt werden; ich bedarf zwar keines Tagelöhners, denn ich habe einen Diener, der mir Alles im Hause, Stalle und Garten besorgt, indessen ich will dich schon beschäftigen; du wohnst also von heute an bei mir und schläfst in einer Kammer unmittelbar neben meiner Schlafstube, aber ich erwarte auch von dir, daß du dich pünktlich in des Hauses Ordnung fügst, mir auch nicht das Geringste veruntreust und gehorsam allen meinen Vorschriften nachkommst. Ich werde dir dafür auch einen Lohn zahlen, doch bekommst du diesen nur zum Theil in die Hände, von der größern Hälfte desselben werde ich dir vor Allem Wäsche und Kleider anschaffen, da du ja davon, wie ich sehe, gänzlich entblößt bist und werde dir über das Alles vierteljährlich Rechnung ablegen. Kommst du aber diesen Bedingungen nicht nach, so muß ich dich dann deinem Schicksale überlassen, das, wie du wohl selbst einsehen wirst, das Traurigste sein muß.

Mit großer Freude und vielen Dankesbezeugungen ging Raubold auf mein Anerbieten ein und ich wies ihm sofort seinen neuen Posten an, der Gemeindevorsteher aber verließ mich gleichfalls mit frohem Herzen und dankbaren Worten. Die erste unangenehme Folge meines übernommenen Werkes war die, daß bereits am andern Tage mein Diener, der schon vier Jahre zur größten Zufriedenheit in meinem Hause gewesen war, mir ankündigte, daß es für ihn unmöglich sei, mit diesem Menschen zusammen bei mir zu dienen, wenn irgend etwas vorfiele, so könne auch er in üblen Verdacht kommen und das sei gegen seine Ehre, oder Rauholden könne es einfallen, ihn selbst zu bestehlen, und er habe sein Eigenthum sauer verdient und möge nicht in steter Angst sein, um dasselbe zu kommen. Obgleich ich ihm in Bezug auf das Erstere das Gegentheil versicherte, im zweiten Falle versprach, ihm jeden Verlust zu ersetzen und ihn mit den freundlichsten Worten bat, mich nicht zu verlassen, vielmehr mir mit zu helfen, den Versunkenen auf den bessern Weg zu leiten, so beharrte er doch bei seinem ausgesprochenen Vorhaben und so blieb mir nur die Wahl, entweder einen treuen Diener zu entlassen oder das vorgenommene Rettungswerk bereits am zweiten Tage schon rückgängig zu machen. Und ich that, obschon mit schwerem Herzen, doch das Erstere. Ich setzte Raubold davon in Kenntniß, welch großes Opfer ich ihm bereits gebracht habe, bat ihn, das wohl zu erkennen und mir nicht mit Undank zu lohnen, ich wolle ihm nun noch mehr Vertrauen schenken und zu meinem Diener machen.

Die zweite Unannehmlichkeit war die, daß, wenn ich nun zu befreundeten Familien in der Nachbarschaft fuhr und Rauholden bei mir hatte, eben sowohl diese als deren Dienstboten seine Gegenwart in ihren Behausungen nur ungern sahen und ich suchte, als ich dies bemerkte,

es so viel als möglich zu vermeiden, mich ferner von ihm begleiten zu lassen, so unbequem und störend dies auch oft für mich war. Ein drittes unangenehmes Ereigniß folgte schon wenige Wochen nach seinem Eintritte in meinem Hause. Ich hatte ihn eines Nachmittags, wie schon öfter geschehen, in die eine Stunde von Friedersdorf entfernte nächste Stadt geschickt, um die an mich eingegangenen Briefe von der dortigen Post abzuholen, und zu derselben Zeit war in einem Hause des benachbarten Dorfes, durch welches sein Weg führte, zu einem Fenster eingestiegen und eine Summe Geldes gestohlen worden. Da man Raubolden zu dieser Zeit diesen Weg hatte gehen sehen, so fiel der nächste Verdacht sogleich auf ihn und an einem Sonnabende, als ich eben mit meiner Sonntagspredigt beschäftigt war, trat der Gensdarme mit meinem Ortsrichter zu mir ein, meldete mir das Vorgefallene und bat mich, Raubolden in meiner Gegenwart in's erste Verhör nehmen zu dürfen. Mein Schrecken war groß und ich ließ meinen nunmehrigen Diener kommen. Anstatt, selbst wenn er unschuldig an dieser That war, wie es auch wirklich der Fall war, hierin nur eine natürliche Folge seines bisherigen Lebens zu erkennen und sich unter diese Strafe in Demuth zu beugen, stellte er sich, eben dies Mal im seltenen Gefühle seiner Unschuld ziemlich trotzig und gekränkt, so daß er später gegen die Pfarrfrau hierüber äußerte: er thäte am besten, er erhinge sich, denn es glaube ihm kein Mensch mehr und alles Schlechte bürde man ihm auf; worüber er jedoch von Rechtswegen von dieser ernst zurecht gewiesen wurde. Das Verhör gab kein Ergebniß, es stellte sich nichts heraus, was den Verdacht auf ihn begründet hätte und später kam auch der Thäter jenes Diebstahls an den Tag.

Obgleich Raubold in seiner Arbeit sich nichts zu

Schulden kommen ließ, so traten doch je länger, je mehr, manche unangenehme Seiten bei ihm hervor und namentlich machte die gute und reichliche leibliche Nahrung, die ihm jetzt zu Theil wurde, die Lüste des Fleisches bei ihm rege, so daß er anfing, dem im Hause befindlichen Dienstmädchen seine Liebesbewerbungen zu machen, welche jedoch von dieser entschieden zurückgewiesen wurden, und als er demohngeachtet sich dadurch nicht muthlos hatte machen lassen, mußte sie endlich Klage über Raubolds Zudringlichkeit bei der Pfarrfrau führen. Diese verschwieg mir es, um mir Unangenehmes zu ersparen, an welchem ohnedem es nicht von Raubolds Seite mir fehlte, hatte ihn jedoch über sein Betragen zur Rede gesetzt, ihn scharf ermahnt und gedroht, bei wiedervorkommendem Falle es mir mitzutheilen, worauf er nach mancherlei Entschuldigungen doch zuletzt in dieser Hinsicht die besten Versicherungen gegeben hatte. Indessen der alte Adam wurde immer mächtiger in ihm und erkämpfte einen Sieg nach dem andern über den bessern Menschen und gilt von irgend einem Kampfe dieser Art das apostolische Wort: Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht! so war es hier der Fall.

Ich saß eines Abends noch spät an meinem Arbeitstische, die Pfarrfrau hatte sich mit den Kindern bereits zur Ruhe begeben, als unser Dienstmädchen eiligen Schrittes in meine Stube kam und mir erschrocken mittheilte: Raubold wolle sich die Pulsadern aufschneiden, er habe vor ihren Augen sein Messer gewetzt und sei damit hinaus in den Garten gegangen. Bereits an demselben Tage hatte ich wieder wegen einer verdrießlichen Sache mit ihm ein ernstes Zwiegespräch gehalten und so entfuhr mir im Unmuthe über diesen, meinen Bemühungen um sein leibliches und geistliches Wohl so vielfachen Widerstand entgegensetzenden Menschen die Antwort: Laß ihn

nur schneiden, um den Kerl ist es nicht Schade, du aber gehe zu Bette! und das Letztere geschah auch nicht allzulange darauf von mir selbst. Aber kaum war ich in meinem Schlafzimmer, als ich auch Rauboldden hörte zur Hausthüre herein, die Treppe herauf kommen und in seine Kammer neben mir gehen und sich zu Bette legen.

Als ich am andern Morgen solches der Pfarrfrau erzählte, theilte sie mir das frühere von Rauboldden in Bezug auf das Dienstmädchen Geschehene mit und als sie wegen des Vorfalls am Abende vorher dieselbe näher befragt hatte, war ihr von dieser geklagt worden, wie Raubold ihr gestern Abend erneute Liebesanträge gemacht habe und da er sich durch nichts habe abweisen lassen, so hätte sie ihm gedroht, hinauf zu gehen und es dem Herrn zu sagen, worauf Raubold sich ganz verzweifelt gestellt und ihr gedroht habe, dann sei sie Schuld an seinem Tode, denn er werde sich sogleich die Pulsadern aufschneiden, und da er mit dem gewetzten Messer auch hinaus in den Garten gegangen sei, so habe sie sich nicht anders in ihrer Angst zu helfen gewußt, als herauf zu eilen und es mir zu sagen. Nachdem sie wieder herunter gekommen sei, habe Raubold an das Fenster gepocht und gefragt: ob sie wirklich oben bei mir gewesen sei? und als sie es bejaht, habe er sie weiter gefragt: was ich gesagt hätte? Da habe sie es ihm wörtlich mitgetheilt: Der Herr Pastor sagte: Laß ihn nur schneiden, um den Kerl ist's nicht Schade, du aber gehe zu Bette! und dann habe sie den inwendigen Laden des Fensters zugeschoben, die Stubenthüre zugeriegelt und sich zu Bette gelegt; darauf habe auch sie ihn bald zur Hausthüre hereinkommen und in seine Kammer gehen hören. Wenn aber Raubold nicht aus dem Hause käme, so müsse sie

abziehen, so weh ihr es auch thäte, denn sie bekäme sonst keine Ruhe vor ihm.

Ich war lange unschlüssig, was ich thun sollte, zuletzt bat ich meine Frau, gegen Raubold über diese Sache zu schweigen, dem Mädchen aber zu sagen, sie möge nur bleiben, indem bei dem ersten ähnlichen Falle Raubold sofort das Haus verlassen solle; aber auch ich schwieg gegen diesen hierüber und that, als ob ich nicht das Geringste vom gestrigen Vorfalle wisse. Und wirklich hatte dies den besten Erfolg: er ließ von nun an das Mädchen in Ruhe, bis endlich eine neue Tücke von Seiten Raubolds mir es klar in's Licht stellte, daß auf dem Wege der Milde ihm nicht beizukommen sei, Strenge aber anzuwenden, hatte ich weder die Macht, noch fühlte ich mich dazu geschickt und so beschloß ich, den Unheilbaren, durch welchen seit seinem Eintritte in mein Haus, das bisher ein Sitz des Friedens und der Ordnung gewesen, nur Störungen und Unfriede hereingekommen war, zu entlassen: ich hatte ein Werk unternommen, dem ich nicht gewachsen war und ein stilles, friedliches Pfarrhaus, das sah ich nun wohl ein, sei nicht der geeignete Ort, einen Menschen, den nur der Stock des Zuchtmeisters in Furcht erhalten und von Regelwidrigkeiten abhalten konnte, im Zaume zu halten und auf andre Pfade zu führen.

Raubold wurde allgemach der Freiheit müde oder vielmehr durch dieselbe übermüthig, es kam die Zeit bei ihm, wo der Drang nach der alten Weise die Oberhand bei ihm erhielt. Je mehr sein Körper durch die nahrhafte Speise sich kräftigte, je mehr die Erinnerungen an die Zuchthausstrenge und die dort erhaltenen schweren Züchtigungen schwanden, desto mehr trat die gänzliche Verderbtheit seines Herzens hervor, desto mehr aber auch die bessern Regungen in ihm in den Hintergrund und alle Vorsätze und alle Reuegefühle fielen wie ein Karten-

haus um, denn es fehlte seiner Buße der Felsengrund, nämlich die Erkenntniß, daß er durch seine Handlungsweise an Gott und seinem heiligen Gesetze sich versündigt habe, sondern es war Alles nur auf leichten Flugsand gebaut, nur die natürlichen, für ihn nachtheiligen Folgen seines Sündenlebens waren es, die ihn unangenehm und schmerzlich berührten.

Ich ließ es zwar nicht an ernsten Ermahnungen, an bittenden Worten, an Erinnerungen an seine Versprechen, die er mir früher gethan und an die Opfer, die ich ihm zu Liebe schon gebracht habe, fehlen, das half Alles nur auf kurze Zeit und der Eindruck verschwand immer schneller. Als er endlich immer öfterer begehrte, Abends auszugehen, oft bis um Mitternacht sich in den Schenken herumtrieb, mit der Kost sich unzufrieden bezeigte, zuletzt von mir die eigne Verwaltung seiner Kasse und erhöhten Lohn forderte, da war ich in der Lage jenes Vaters, zu dem der verlorne Sohn trat und sprach: Gib mir den Theil der Güter, der mir gehört! und ich erkannte, daß Raubolden, wie jenen, die väterliche Zucht und die Ordnung im Vaterhause lästig und drückend war, daß, nachdem auch die Liebe und das väterliche Vertrauen nicht die Rinde seines Herzens hatte sprengen können, seine Entlassung für mich, meine Familie, meine Dienstboten, meines Hauses Frieden und Ordnung sich nicht länger aufschieben lasse, denn auch die milden Worte, welche ich bei dieser letzten Gelegenheit zu ihm sprach, prallten von dem Felsen seines sich immer mehr verhärtenden Herzens ab, wie die Pfeile von dem ehernen Schilde des Streiters.

Ich kündigte ihm demnach seine Entlassung mit dem Ende des Monates an und er nahm es gleichgiltig, ja mit kaum zu unterdrückender Freude an, ihm war die Liebe ein Druck, die Ordnung eine lästige Schranke.

Mein Befragen, was er nun zu thun gedenke und wohin er sich wenden werde, da es doch jetzt gerade Winter sei? beantwortete er unbesorgt mit der Aeußerung: das wisse er selbst noch nicht, es werde sich schon Arbeit auch für ihn finden. Doch mir genügte das nicht und ich nahm zu einer Unwahrheit meine Zuflucht, die mir der Herr verzeihen wolle, ich sagte zu ihm: ich dürfe ihn als einen unter polizeilicher Aufsicht stehenden und mir übergebenen Menschen nicht entlassen, ohne daß er ein weiteres Unterkommen bereits habe und ich sei verpflichtet, für ein solches zu sorgen, das solle auch von mir geschehen. In Wahrheit aber hatte ich dadurch wiederum etwas höchst Schwieriges unternommen, wie ich bald erfahren sollte, denn wohin ich mich nur mit meinem Anliegen wendete, bekam ich zur Antwort: Um keinen Preiß mag ich den Menschen haben, haben Sie nicht mit ihm können zurecht kommen, wie werden wir mit ihm fertig werden können?

In einer, einige Meilen von mir entfernten Stadt, dem Sitze einer Regierungsbehörde, bestand ein Hauptzweigverein zur Fürsorge für entlassene Sträflinge, dessen Mitglied auch ich war, an dessen Spitze ein hoher Regierungsbeamter stand. Ich reiste hin, legte dem Herrn mein Anliegen vor, bat um Rath und Unterstützung; man bot mir wohl Geldunterstützung an, aber das, um was es sich hier eigentlich handelte, konnte man mir und meinem Unglücklichen nicht gewähren. Bei dieser Gelegenheit sprach ich meine Ansichten über den sonst so wohlgemeinten und menschenfreundlichen, aber im Ganzen auf diese Weise seinen eigentlichen Zweck doch so wenig erreichenden Verein aus, theilte offen die Gebrechen mit, an welchen er jetzt leide und leider! größtentheils erfolglos thätig sei und erlaubte mir, als durch Erfahrungen dazu berechtigt, die Vorschläge zu eröffnen, unter welchen Bedingungen

und auf welchen Grundlagen allein ein solcher Verein mit Erfolg zum Heile der Unglücklichen wirken könne und hatte zu diesem Zwecke eine ausführliche Schrift gefertigt und diese bei mir. Da man aber die Achseln zuckte und meine Ideen für unausführbar erachtete, behielt ich mein Papier in der Tasche, verabschiedete mich betrübt, kehrte traurig heim und vergrub meine Denkschrift unter meinen Papieren. Endlich, endlich, nach vielen vergeblichen Wochen, Worten und Bitten, denn die Zeit drängte, gelang es mir, einen befreundeten, wahrhaft christlichen Fabrikbesitzer in meiner Nähe zu bewegen, meinem verlornen Sohne einen Platz und Arbeit in seiner Fabrik zu verschaffen.

Je gebrochner mir das Herz war, als Raubold von mir Abschied nahm, desto gleichgiltiger war dieser. Ich ließ noch einmal alle Minen der Liebe gegen ihn springen und schenkte ihm eine Bibel. Bloß und zerlumpt, blaß und abgezehrt war er zu mir gekommen, mit einiger Wäsche und Kleidern versehen, wohlgenährt und gesund, selbst mit einiger Baarschaft in der Tasche verließ er mich. Traurig sah ich ihm die Pforte meines Hofes bei seinem Weggange hinter sich zudrücken, und ich gestehe, daß mir sodann die Thränen über die Wangen liefen und da ich für den Unglücklichen und Verblendeten nichts mehr thun konnte, so legte ich ihn im Gebete Dem an's Herz, welcher allein auch heute noch die Verirrten retten kann, wie er es einst that, da er in Knechtsgestalt zur Erlösung der Sünder auf Erden wandelte.

Raubold aber blieb nur acht Tage auf seinem neuen Posten, sein Arbeitgeber war genöthigt gewesen, ihn zu entlassen und er hatte sich entfernt, man wußte nicht wohin, und doch schien auch hierin ihm das Loos des verlornen Sohnes treffen zu sollen, denn der Winter trat nun in einer solchen Strenge ein, daß eines Abends

die selbst um die Hausthiere freundlich besorgte Pfarrfrau mich bat, der bittern Kälte wegen den Kettenhund, dessen Hütte vor dem Eingange des Wagenschuppens stand, los machen und für die Nacht in's Haus nehmen zu lassen. Es geschah und als am andern Morgen früh mein Diener aufgestanden war, sein Pferd zu besorgen, fand er den Wagenschuppen erbrochen und viele Gegenstände aus demselben gestohlen. Erschrocken meldete er mir das Geschehene und bei genauerer Untersuchung fand sich, daß unter andern Werkzeuge mit geraubt waren, deren Ort, wo sie aufbewahrt wurden, nur ein Bekannter wissen konnte. Ich zeigte den Vorfall bei dem Gerichte an und in der Gemeinde war nur Eine Stimme: das könne Niemand anders als Raubold gewesen sein; ich aber zweifelte daran, solch eines Lohnes an mir hielt ich ihn doch nicht für fähig, und dies Mal hatte ich mich nicht getäuscht.

Wenige Wochen darauf erhielt ich von einem entferntern Justizamte ein Schreiben, in welchem mir mitgetheilt wurde, daß man in Erfahrung gebracht habe, daß vor einiger Zeit bei mir ein nächtlicher Einbruch geschehen sei und ein gewisser Raubold, ein entlassener Sträfling, bei mir früher gedient habe, dieser säße jetzt bei dem betreffenden Amte in Haft, weil er in der Garküche der Stadt Kleider gestohlen habe, und da es nicht unwahrscheinlich sei, daß derselbe auch der Thäter des bei mir begangenen Verbrechens sei, bäte man mich, an einem bezeichneten Tage an Amtsstelle zu erscheinen und das Nöthige zu den Akten zu geben. Die allgemeine Stimme fand sich hierdurch in ihrer Muthmaßung bestärkt, mir selbst wurde bange. An dem angegebenen Tage folgte ich unter Schneegestöber und auf bodenlosem Wege der Vorladung. Ich mußte die gestohlenen Gegenstände einzeln angeben, aussagen: wem sie gehör-

ten, da einiges davon als Inventarienstücke Eigenthum der Kirchengemeinde war, ihren ohngefähren Werth bestimmen und zuletzt das Alles eidlich erhärten. Bei einer nur einigermaßen genauern Voruntersuchung hätte man das Alles mir ersparen können, denn es ergab sich noch während meiner Anwesenheit vor Gericht, daß Raubold in jener Nacht in einem Dorfe, acht Stunden von mir entfernt, verweilt hatte. Ich fragte, ob ich den Gefangenen wohl sehen und sprechen dürfe? und man erlaubte es als einen Ersatz für die mir vergeblich verursachten Beschwerden. Raubold ward vom Gefängnißwärter in's Verhörzimmer gebracht, in welchem ich mich befand. Als er mich ansichtig wurde, erschrak er, schlug die Augen nieder und verstummte. So sehen wir uns wieder, Raubold? fragte ich ihn, und alsobald? O armer Verblendeter, warum flohest du von mir, wie vor einem Feinde? Siehe, so bist du selbst in's eigne Verderben wieder gerannt, wie ich dir vorausgesagt habe! Was wird nun aus dir werden? Hast du deine Bibel noch? Er aber antwortete mir mit keinem Worte, blieb stumm und starrte vor sich nieder, so daß ich bat, ihn wieder abzuführen. Er kam darauf zum sechsten Male in das ihm wohlbekannte und unentbehrliche Zuchthaus und zwar auf ein Jahr.

Ohngefähr anderthalb Jahr nach jenem Wiedersehen im Gerichtszimmer, saß ich an meinem Arbeitstische, als ich zwei Leute, einen Mann und eine Frau, über meinen Hof kommen sah und als sie in meine Stube eintraten, war es — Raubold und ein jüngeres Frauenzimmer. Mein Erstaunen war groß, Raubold aber nichts weniger als verlegen, vielmehr, wie es schien, in ziemlich froher Stimmung. Wo kommst Du her? fragte ich ihn. „I, Herr Pastor," sagte er mit freudiger Stimme, „ich wollte Sie was um Rath fragen, ich will heirathen und

da wollte ich gerne wissen, was Alles dazu nöthig wäre." Mein Erstaunen wuchs. Du heirathen? fragte ich ihn, und wen denn? „Nun, die da!" antwortete er und wies auf seine Begleiterin. Jetzt betrachtete ich mir diese erst genauer und sah ein hübsches, wohlgekleidetes Mädchen vor mir. Wer bist du denn, meine Tochter, richtete ich nun meine Fragen an diese, und kennst du denn diesen Menschen da? „O ja," erwiederte sie ziemlich befangen, „ich bin aus Frauendorf im Reußischen und ein armes Mädchen, das keine Aeltern mehr hat und habe mit dem da bei einem Bauer gedient, er ist mir gut und wir haben uns mit einander eingelassen, nun will er mich heirathen, ich weiß wohl, daß er im Zuchthause gewesen ist, aber er hat mir heilig versprochen, daß er sich bessern will und ich bin ihm auch gut und habe Niemanden mehr auf der Welt." Armes Mädchen, entgegnete ich ihr, du dauerst mich unsäglich, deine Liebe hat dich verblendet, deine Verlassenheit dich zu einem Unwürdigen geführt, glaubst du, daß er dir sein Wort halten wird? Sieh', auf derselben Stelle, wo er jetzt steht, hat er vor zwei Jahren als entlassener Sträfling in Lumpen gekleidet in meine Hand dasselbe Versprechen unter tausend heißen Thränen gethan und er hat es nicht gehalten, die Liebe hatte keine Macht über ihn. Indessen auch jetzt noch will ich deshalb die Hoffnung nicht aufgeben, vielleicht daß die Liebe zu einem Mädchen es vermag, was meiner Liebe zu ihm unmöglich war; aber ein Wagstück ist es jedenfalls, darauf muß ich dich aufmerksam machen. Und was dich betrifft, Raubold, so mußt du mir vor Allem ein Zeugniß des Gemeindevorstehers aus Walldorf bringen, daß die dortige Gemeinde mit deiner Verheirathung einverstanden ist, dann will ich das Weitere dir noch sagen.

Darauf gingen die Beiden, das Mädchen etwas nie-

dergeschlagen, mein früherer Zögling aber heitern Muthes wie zuvor; ich habe sie aber beide nie wieder gesehen. Von mir aus waren sie nach Walldorf gegangen, dort aber beim Gemeindevorsteher an die unrechte Pforte gekommen. „Du Mensch willst heirathen?“ hatte er Raubolden gefragt, als dieser ihm seinen Entschluß und mein Verlangen vorgebracht hatte, „das fehlte noch! wir haben mit dir schon genug Noth gehabt, nun sollen wir wohl auch noch für deine Frau und Kinder sorgen? Da will ich gar nicht erst die Gemeinde fragen, denn was die darauf antworten wird, weiß ich im Voraus.“ „Und du,“ hatte er zu dem Mädchen gesagt, „magst mir auch die Rechte sein, daß du keinen andern Mann kriegen kannst, als einen solchen schlechten Kerl, der schon sechs Mal auf dem Zuchthause gewesen ist. Macht, daß ihr fortkommt, sonst will ich euch die Wege weisen.“

Bestürzt waren sie zum Hofe hinausgegangen, aber in Bezug auf die Bestürzung kam bald der Mann selbst an die Reihe. Eines Nachmittags sah ich ihn eilend und erhitzt, mit einem Papiere in der Hand zu mir kommen. „Denken Sie sich, Herr Pastor,“ rief er mir zu, nach Athem schnappend, so eilig war er gelaufen, „jetzt eben hat mir der Postbote einen Brief gebracht. Das sind schöne Geschichten! Lesen Sie nur!“ Ich besah zuerst die Adresse des Briefes, er war an den Gemeindevorsteher überschrieben und trug den Poststempel: Gera, und lautete wörtlich so:

> Ich hab wolen ein erlicher mensch werden, nemt euch in acht, das nicht der rote han über euer Dag fligt und das ganze dorf wegbrent, das mich nicht hat heiraden lasen, das verges ich euch nig.

Der arme Mann war höchlich erschrocken, er sah im Geiste schon ganz Walldorf in Flammen aufgehen, sein

Gut zuerst. Ich faltete den Brief, auf schmutziges Papier geschrieben, wieder zusammen, gab ihn dem geängsteten Manne zurück und suchte diesen zu beruhigen. Nun, so arg ist's wohl nicht, lieber Freund, sagte ich, ich hoffe, daß Raubold es so wenig wahr machen wird, als er es bei mir mit seiner Selbstmorddrohung wahr gemacht hat; so weit ich ihn kenne, ist er zu feig dazu, er hat euch jedenfalls aus Rache nur ängstigen wollen; übrigens ist die Sache traurig genug und kann ihm übel bekommen. Seid jedenfalls auf eurer Hut und wacht fleißig; vor den ersten Augenblick habt ihr natürlich nichts zu fürchten; den Brief aber tragen Sie sogleich zum Herrn Gerichtsdirector. Meine Worte schienen den Mann auch in etwas zu beruhigen und er folgte meinem Rathe, indem er versicherte, von mir aus sogleich sich auf den Weg in die Stadt zu machen. Es wurden nun von Seiten der Gensdarmerie alle mögliche Nachforschungen nach Raubold angestellt, doch ohne Erfolg, bis zur großen, wenigstens auf einige Zeit dauernde Beruhigung für meine Walldorfer die für sie frohe, mich aber tief betrübende Nachricht einlief: Raubold sitze wieder in einem benachbarten Lande im Gefängnisse, er habe eine Uhr und Geld gestohlen und sei erwischt worden. Indessen war das für meine beunruhigten Leute in Walldorf immer nur eine kurze Frist der Ruhe, denn mit Raubolds späterer Entlassung wäre doch ihre Angst und Befürchtungen vor seiner gedrohten Rache auf's Neue begonnen. Doch sie sollten bald ganz davon, so wie von dem gefährlichen Menschen überhaupt, der ihnen schon so viel Sorge und Noth gemacht hatte, befreit werden.

Mochte der Aufenthalt in jener Anstalt härter und ihm peinlicher sein, als in der ihm wohlbekannten des Vaterlandes, worin er bereits ganz heimisch war, oder

mochte er dort in noch schlimmere Hände gefallen sein, kurz, er hatte mit einem andern Sträflinge, einem Schlossergesellen, den Plan gefaßt, zu entfliehen. Aus ihren Betttüchern, ihren Strohsäcken, ihren leinenen Beinkleidern, ja selbst aus ihren Hemden hatten sie sich ein Seil zu fertigen gewußt, der mit den brandigen Stellen des Eisens wohlbekannte Gefährte hatte zwei Eisenstangen des Fenstergitters zerbrochen und so ließen sie sich in einer finstern, stürmischen und regnerischen Nacht mit völlig entblößtem Körper zum Fenster hinab, der Schlossergeselle zuerst, Raubold nach ihm. Das Seil indessen war zu kurz und es fehlten noch zehn Ellen bis zur Erde, der Erstere that einen kühnen Sprung, er gelang, Raubold desgleichen, doch weniger glücklich, er beschädigte sich ein Bein dermaßen, daß es ihm nicht gleich seinem Spießgesellen gelang, die Mauer, welche den Hof des Zuchthauses umgab, zu überklettern. Jener ließ ihn im Stiche und entkam, Raubold jedoch mußte zurückbleiben. So fand man ihn am andern Morgen, als die Flucht der Beiden entdeckt wurde, in einem Winkel gekauert, vor Kälte und Nässe erstarrt, unter den heftigsten Schmerzen wimmernd. Bei genauerer Untersuchung ergab es sich, daß er den Knöchel des linken Beines gebrochen hatte, durch die stundenlange, feuchte Lage auf der nassen Erde mit nacktem Leibe kam ein heftiges Fieber hinzu und in die Wunde der Brand und so starb er bereits am sechsten Tage nach seinem Fluchtversuche. Von vier Sträflingen wurde er am dritten Tage darauf hinausgetragen an seinen Ort und begraben.

Das war das traurige Leben und Ende dieses unglücklichen Menschen. Als ich das Letztere erfuhr, wendete ich mich noch einmal im Gebete zu Dem, welchen ich so oft für den Unglücklichen angefleht hatte und be-

fahl Diesem seine arme Seele, die ich so gern gerettet hätte. Möge Er derselben gnädig sein! Wir aber, lieber Leser, wollen nicht gleich jenem Selbstgerechten sprechen: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieser Sünder! sondern wie der Zöllner laß uns an unsre Brust schlagen und beten: Gott sei uns Sünder gnädig! dann gehen auch wir wie Jener gerechtfertigt in unser Haus und durch des Erlösers Gnade zuletzt in jenes Haus, in welchem viele Wohnungen sind!

VI.

Die Galle im Blute, aber nicht im Herzen,

oder:

Ich will lieber bei Löwen und Drachen wohnen, denn bei einem bösen Weibe.

Sirach, die Stimme der Weisheit aus grauer Vorzeit, spricht im 25. und 26. Capitel centnerschwere Worte über die bösen Weiber, welchen vielleicht schon mancher geplagte Ehemann seufzend seine vollste Zustimmung gegeben hat, denn wie eine glückliche Ehe, die im Himmel geschlossen ist, — aber nicht auf alle Ehen findet dieser Volksspruch seine Anwendung, — schon auf Erden einen Himmel bereitet, so ist auch eine unglückliche Ehe schon eine Hölle auf Erden. Tiefe Blicke, erfreuliche aber auch betrübende, in das eheliche Leben zu thun, ist vor allem dem christlichen Seelsorger gestattet, der vermöge seines Amtes so oft aufgefordert wird, Spaltungen auszugleichen, Risse zu heilen, Frieden zu vermitteln, wenn ein eheliches Band sich zu lockern beginnt; eine der schmerzlichsten Amtshandlungen aber ist der Sühnever-

such bei beabsichtigten Trennungen, wo Herzen, welche durch die innigste Liebe verbunden sein sollen, wie feindliche Partheien einander gegenüberstehen, und die Erfahrungen, welche ein treuer Seelenhirte bei solchen Gelegenheiten machen muß, sind oft die beugendsten, und zerstören manchen schönen Traum vom Aufgehen des ausgestreuten Samens des göttlichen Wortes und zeigen oft auf das Schmerzlichste die Verderbtheit des menschlichen Herzens.

Wer an den vielen unglücklichen Ehen, namentlich in unserer Zeit die meiste Schuld trägt, ob der Mann oder die Frau? das soll hier nicht untersucht, noch weniger entschieden werden, ich meine: das trotzige Menschenherz hüben wie drüben und oft auch von dritter Seite her; aber das ist gewiß: wenn die Bosheit einmal Raum und Uebermacht in einem Weiberherzen genommen hat, dann wird sie zur Flamme, die dem Manne das Haus in Trümmern legt, zum Giftbecher, der tropfenweise die Lebenskraft zerstört, zum Hammer, der die Nägel einzeln in's letzte Friedenshaus einschlägt. Einen Beweis davon stellte mir in meinem Amtsleben das traurige Schicksal eines meiner Kirchkinder dar, eines Mannes, der dazu bestimmt schien, die weibliche Bosheit durch sein ganzes Leben hindurch auf's Bitterste zu erfahren, zuerst durch eine unnatürliche Mutter, dann durch eine jähzornige, böse Ehefrau; der in seiner Jugend ein gemißhandelter, in seinem Mannesalter ein vielgeplagter, im Tode jedoch ein hochherziger Mensch war und im wahren Sinne des Wortes hatte ihm Weibesbosheit die fröhliche Knabenzeit verbittert, das Leben als Mann vergiftet, ja sogar den Tod vergällt, aber gerade das Ende seines Lebens war der Glanzpunkt desselben, darum stelle sich seine Geschichte zugleich als

ein Zeugniß von der Kraft des Wortes vom Kreuze über das Menschenherz vor den geneigten Leser hin.

Seitwärts von Walldorf, jedoch zu diesem Orte gehörig, auf einer Anhöhe liegen zwei einzelnstehende kleine Bauergehöfte, dicht neben einander, der Niederwald grenzt unmittelbar an die Obstgärten derselben und es holt darum der Habicht so manche Taube, der Fuchs so manches Huhn aus diesen Gehöften, läuft ihm aber gerade der Haushahn über den Weg, so schont er auch diesen nicht. Beide Güter hatten, als ich mein Pfarramt antrat, wozu auch Walldorf gehörte, Einen Besitzer, einen stillen, gottesfürchtigen Mann, der mit seiner Familie ohne Geräusch und mit Fleiß seine Wirthschaft betrieb und dabei so manchen Bedrängten unter die Arme griff, so wie die Bettler der Gegend rühmten, daß sie in den Berggütern, wie man sie nannte, die größten Stücken Brod erhielten, denn auch die Frau des Bauers war so mitleidig wie ihr Hausherr, darum ruhte auch der Segen Gottes auf ihrer Arbeit, so daß er noch manchen blanken Thaler zurücklegen konnte, nachdem alle seine Schulden, mit denen er die Güter übernommen hatte, von ihm abgetragen worden waren. Als der Ehrenmann in das spätere Mannesalter einrückte und die Zahl der grauen Haare größer ward als die der schwarzen, der Weg zum Gotteshause, das er aufrichtig liebte und fleißig besuchte, ihm immer beschwerlicher wurde, so führte er seinen längst in der Stille gefaßten Entschluß aus, verkaufte seine beiden Güter in Walldorf und kaufte sich dicht neben der Kirche zu Friedersdorf ein großes, schönes Gut, wodurch er zugleich mein lieber Nachbar ward und ich ihn mit Hand und Mund herzlich willkommen hieß, als er hereinzog, und seinem Ausgange und Eingange den Segen des Höchsten wünschte. Und der Segen des Herrn war mit ihm aus dem alten

in's neue Besitzthum eingezogen, ja es schien, als ob er kein Theilchen desselben auch draußen in den Berggütern gelassen hätte, denn während das stille, fleißige Leben in Gottseligkeit und werkthätiger Liebe auch im neu erworbenen Gute waltete, war in den beiden Gütern in Walldorf ein lautes und lärmendes, ein streithaftes und tobsüchtiges Treiben eingezogen, so daß die Leute unten im Dorfe oft genug Schimpfworte und Verwünschungen auf dem Berge vernahmen, welche von oben herab wie Steingerölle bei Thauwetter in's Thal fielen, und eine kreischende Weiberstimme drang vor allen andern hindurch.

Die neuen Besitzer waren zwei Männer, Hake und Görmer, welche zwei Schwestern zu Frauen und früher in zwei verschiedenen Dörfern gewohnt, jetzt aber ihren Weibern zu Liebe sich unmittelbar nebeneinander angekauft hatten, in der Hoffnung, daß sie sich dadurch in ihrer Wirthschaft gegenseitig unterstützen und ihr Leben erleichtern könnten, obgleich Görmer derselben wenig Raum gegeben hatte, denn er kannte seine Frau leider nur zu gut, doch er hatte ja keinen Willen ihr gegenüber, darum hatte er müssen in den Plan und dessen Ausführung eingehen, und seine Befürchtungen waren auch nicht ohne Grund, denn es waren kaum vierzehn Tage seit dem nachbarlichen Zusammenleben in's Land gegangen, als der Friedensbruch erfolgte und die beiden Schwestern sich den Krieg ankündigten, in welchem nothwendigerweise auch die Männer, welche sich übrigens bis dahin, als sie entfernt von einander wohnten, wohl vertragen hatten, hineingezogen wurden.

Die Hühner der Görmerin waren die bösen Thiere, welche den Ausbruch des Krieges veranlaßten; ihnen, so behauptete ihre Herrin, käme der Schuppen des Nachbars bequemer vor, ihre Eier dort niederzulegen, als in ihrem eignen Hause, wohin sie gehörten, und als die

Görmerin die verlegten Eier in Anspruch nahm und holen wollte, verweigerte ihr die Schwester dieselben, weil sie genau wußte, daß ihre eignen Hühner sie dorthin gelegt hatten; weil nun aber sich nichts ähnlicher sieht, als ein Ei dem andern, die Hühner aber kein Zeugniß in der Sache ablegen konnten, sondern nur gackernd und mit langen Hälsen dem Streite ihrer Herrinnen vom Hofe aus mit anhörten, so war allerdings die Entscheidung in diesem Prozesse höchst schwierig, und da weder das römische noch das alte deutsche Recht hier einen Anhaltepunkt darbot, so nahm man nach manchen gewechselten Streitreden, die immer schwerer und dicker fielen, zum Faustrechte seine Zuflucht, wobei zuletzt nach einigen zerzausten Haaren und verschobenen Hauben die Hakin die Flucht ergriff, denn die Fäuste ihrer Schwester waren in solchem Kampfe geübter und behender als die ihrigen; diese Meisterschaft aber hatte die Görmerin sich bereits an ihrem Manne erworben.

Als die Männer heimkamen, wurde diesen der Bericht über diese erste Schlacht, deren Ursache und Ausgang mitgetheilt. Beiden war der Vorfall unangenehm, sie ahneten wohl, daß daraus ein langjähriger Krieg sich entspinnen werde, darum sprachen sie zur Sühne, aber ihre Friedensvorschläge wurden verworfen, Schimpfreden, ja Thränen der Wuth vergossen sich über sie und dadurch wurde das Blut der Männer schon in etwas in Wallung gebracht. Doch es war nicht genug, daß die Ehemänner mit in den Kampf gezogen wurden, auch die Kinder beider Familien wurden als leichte Truppen angeworben. Die Niederlage, welche die Hakin von ihrer Schwester erlitten hatte, konnte diese kaum überwinden und ihre Ehre erheischte es, diese Scharte baldmöglichst wieder auszuwetzen. Wenn man Gelegenheit zum Streite

sucht, so findet sie sich auch bald und sollte sie vom Zaune abgebrochen werden und es geschah denn auch hier im buchstäblichen Sinne, denn die Gärten der beiden Güter waren durch einen Zaun von Haselsträuchern geschieden, da es aber damals gerade die Zeit war, wo die für Kinder so lockende Frucht dieser Sträucher reifte, so gingen eines Nachmittags die beiden Knaben der Görmerin hinaus in den Garten, nachzusehen, ob die Nüsse sich bald bräunten, und die Zweipacke und Dreipacke, ja Vier- und Fünfpacke reizten die kleinen Burschen so, daß sie meinten, es sei gerathen, dieselben so bald als möglich in Sicherheit zu bringen, ehe die Nachbarskinder ihnen zuvorkämen. Sie begannen darum das lustige Geschäft der Haselnußärndte auf der Stelle und rührten Hände und Füße dabei auf's Fleißigste.

Schon waren die Taschen ihrer Hosen und Jacken ziemlich gefüllt, als zum Unglück die fleißigen Knaben von der Frau Muhme Hake bemerkt wurden; dieser schoß bei diesem Anblicke das Blut in's Gesicht, sie sah darin eine Verletzung ihres Eigenthumrechtes, denn der Zaun gehörte ihnen so gut wie jenen. Sie stürzte hinaus in den Garten wie ein Raubvogel auf eine Schaar junger Hühner und erwischte einen der armen Jungen, während der Andere, glücklicher als sein Bruder, entfloh. Während nun das wüthende Weib ihre Rache an dem unschuldigen Knaben kühlte, erhob der Entflohene ein jämmerliches Hilfe- und Zetergeschrei. Das hörte seine Mutter, eilte in den Garten und als sie ihren Knaben in den Händen der feindlichen Schwester erblickte, stürzte sie wie eine wüthende Löwin, der man die Jungen raubt, auf die Gegnerin los; diese ließ ihr erstes Racheopfer los und schickte sich zur Vertheidigung an. Der Kampf begann auch sofort zwischen den Weibern mit grobem Geschütz, der Donner drang zu den Ohren der

Männer, diese eilten herbei, jeder half seiner Frau, auch die Hak'schen Kinder rückten heran und nahmen Theil am Gefechte, so daß, während das erste Scharmützel nur ein Zweikampf gewesen war, jetzt eine allgemeine Familienschlacht geliefert wurde. Satanas aber stand unsichtbar neben den Haselsträuchern und lachte sich dabei in's Fäustchen; das sind Schauspiele, an denen sich seine teuflische Seele ergötzt. Welche von den kriegführenden Partheien die Schlacht gewonnen, ist heute noch ungewiß, beide rühmten sich des Sieges, wer sie aber gesehen hätte mit den zerkratzten Gesichtern, blutenden Nasen und zerrissenen Kleidern, würde vielmehr geglaubt haben, sie wären Beide die geschlagenen Theile gewesen. Als sie ihre Wuth hinlänglich durch gegenseitige Mißhandlungen gestillt hatten, zog sich unter hinüber und herüber fliegenden Schimpfreden nach und nach eine jede Parthei in ihr Gehöfte zurück; die den Kampf veranlaßt habenden Nüsse aber waren den Taschen der Knaben beim Balgen mit ihren kleinen Vettern entfallen, sie lagen im Garten zerstreut herum und wurden von den Eichhörnchen aus dem nahen Walde verzehrt, für die sie nicht gepflückt worden waren.

Keine Woche verging von da an, wo nicht ein ähnlicher, mehr oder minder blutiger Kampf vorgefallen wäre, eins verklagte das Andere vor Gericht, beide mußten wie gewöhnlich Kosten bezahlen, der Gerichtsdirector stand sich dabei am besten, aber die Erbitterung zwischen den Familien stieg immer mehr und es wurde in Wahrheit in den Berggütern von Walldorf ein Höllenleben geführt; am schlimmsten aber war der arme Görner dran, der nicht nur von da an einen hartnäckigen Krieg mit einem auswärtigen Feinde zu führen hatte, sondern auch im eignen Reiche steten Angriffen und Plänkeleien von Seiten seiner Frau ausgesetzt war, welche nicht

selten mit einer totalen Niederlage für ihn endigten. Der Krieg auf dem Berge wurde das Tagesgespräch der Walldorfer und die Bülletins davon kamen auch in's Pfarrdorf Friedersdorf und zuletzt auch in's Pfarrhaus vor den Pfarrherrn.

Ich war lange unschlüssig, was ich hierbei thun sollte: die Leute waren mir noch ganz fremd, ich kannte sie kaum von Angesicht, denn das Gotteshaus schien für sie keine magnetische Kraft zu haben, dabei lauteten die eingezogenen Erkundigungen nichts weniger als geeignet, auf einen Erfolg eines Ausgleichungsversuches nur einigermaßen hoffen zu können, endlich war meine Hilfe noch von keinem der streitenden Theile gesucht und beansprucht worden; demohngeachtet konnte ich es mit meiner Seelsorgerpflicht nicht vereinbaren, ruhig solchem unchristlichen Treiben in meiner sonst so friedlichen Gemeinde zuzusehen, waren doch die Betheiligten zur Zeit auch unter meine Seelsorge gestellt und hatte ich doch dabei auch eine Gelegenheit, dieselben persönlich und näher kennen zu lernen und so beschloß ich denn, des morgenden Tages mit dem Friedensstabe hinauf nach den Walldorfer Berggütern zu wandern.

Meinem Entschlusse kam jedoch ein anderes Ereigniß noch zuvor und stellte mich kraft meines Amtes mitten unter die streitenden Partheien, denn ich ward berufen, zuerst den Frieden im eignen Lager des Görmerschen Kriegsheeres zu vermitteln. Am Morgen desselben Tages, wo ich gegen Abend nach Walldorf wandern wollte, kam Görmer in Begleitung seines Bruders, eines kräftigen, noch unverheiratheten Mannes, zu mir und sie brachten gemeinsame Klage über die Görmersche Ehefrau wegen von dieser erlittener körperlicher Mißhandlungen an, zugleich mit dem Antrage auf eheliche Scheidung. Görmer, den ich bei dieser Gelegenheit erst persönlich kennen lernte,

war ein kleiner, untersetzter Mann von krankhafter gelblicher Gesichtsfarbe, gekrümmten Ganges, lebhaften Geistes, aber gebeugten Gemüthes und das Letztere war kein Wunder, wenn man seine Lebensgeschichte von der frühesten Jugend an bis zum gegenwärtigen Augenblicke kannte; darum will ich sie zuvörderst mittheilen, wie er sie mir später, nachdem wir mit einander genauer bekannt geworden waren und ich mir sein Vertrauen erworben hatte, selbst erzählte.

Gottlieb Görmer war der älteste Sohn eines Bauers in Waldau. Sein Vater, ein willensschwacher Mann von armen Aeltern, hatte früher in dem Gute als Knecht gedient und sich von der ältesten Tochter seines Dienstherrn zu einem Liebeshandel verleiten lassen, der nur zu bald die übelsten Folgen zu Tage brachte. Die Aeltern des Mädchens, um die Schande ihrer Tochter zu bedecken, gaben sie ihm zur Frau und zugleich das Versprechen, ihm auch später das Gut zu überlassen. So wurde er ein Ehemann ohne besondere Zuneigung zu seiner Frau und bald darauf auch Vater unsers Gottlieb, der die Frucht jenes verbotenen Liebesverständnisses war. Seine Stellung blieb mehrere Jahre nach wie vor die eines Knechtes und sein Leben ward ihm sehr durch seine Frau verbittert, welche ihm stets in den Ohren lag, ihre Aeltern zur Erfüllung ihres Versprechens anzuhalten, denn ihr Ehrgeiz verlangte Bauernfrau zu sein. Ueberhaupt schien dieses Weib alles Gefühls der Liebe baar und ledig zu sein, eben so gegen ihre Aeltern wie gegen ihren Mann, an den sie nur die Fleischeslust gefesselt hatte, ja selbst gegen ihr Kind zeigte sie sich herzlos und kümmerte sich so wenig um dasselbe, daß es gewiß schon in seiner zartesten Jugend verkümmert und die Beute eines zeitigen Todes geworden wäre, wenn nicht die Großmutter sich des armen Würmchens angenommen

hätte. Selbst das hatte keinen Einfluß auf diese unnatürliche Mutter, daß Gottlieb das einzige Kind blieb und erst nach zehn Jahren ein zweiter Knabe von ihr geboren wurde. Das Wort der Schrift, was als ein seltner Fall dort angeführt wird: „Kann auch eine Mutter ihres Kindleins vergessen," wurde hier leider zur bittern Wirklichkeit und so wuchs der kleine Gottlieb ohne die belebende Wärme der Aelternliebe auf, denn auch die Großmutter, an die sich das liebebedürftige Kind um so mehr anschloß, starb nach einigen Jahren und sein Vater litt selbst zu hart unter dem Drucke seines bösen Weibes und war von Gemüth zu verschlossen und gegen Alles gleichgiltig, als daß er für den Knaben hätte erziehende Kraft haben und die ihm fehlende Mutterliebe ersetzen können, ja es schien, je älter Gottlieb wurde, sich eine förmliche Abneigung seiner Mutter gegen ihn auszubilden, die sich nur zu oft durch die härtesten Züchtigungen und grausamsten Mißhandlungen ohne alle Veranlassung gegen das unschuldige Kind kundgab, so daß es dem Vater eben recht war, als der zehnjährige Junge ihn bat, sich bei einem Bauer als Kuhhirte vermiethen zu dürfen.

Vernachlässigte und sich selbst überlassene Kinder entwickeln meistentheils früher als gewöhnlich ihren Verstand; hart behandelte Kinder bekommen frühzeitig eine scharfe Beobachtungsgabe; gleich dem Instinkte der schwächern, unbewehrten Thiere schenkt ihnen die Natur denselben als Wehr gegen die grausamen Menschen, mit denen sie umgehen müssen. So war es auch bei Gottlieb der Fall: er wurde listig und verschlagen, klug und vorsichtig, aber das Alles auf Kosten seines Herzens und namentlich wurde in ihm eine große Reizbarkeit erzeugt, welche oft in aufbrausende Hitze, später in Jähzorn ausartete. Nur selten besuchte er das älterliche Haus, es war ja eine Stätte des Unfriedens und steten Zankes

zwischen Vater und Mutter und so blieb er in dienstlichen Verhältnissen bis zum vier und zwanzigsten Lebensjahre. Da wurde selbst seinem Vater das Höllenleben zu arg, er verließ Haus und Hof, Weib und Kinder und ging in die weite Welt, so daß auch nie wieder etwas von ihm gehört wurde, weshalb Andre der Meinung waren, er habe irgendwo an unbekannter Stätte aus Ueberdruß am Leben, sich dieses selbst genommen.

Jetzt war die Stunde gekommen, wo die unnatürliche Mutter die Unterstützung des von ihr aus dem älterlichen Hause vertriebnen Sohnes suchen mußte, denn das Weib konnte ohne männliche Hilfe natürlich ihre Wirthschaft nicht führen und nachdem mehrere Knechte, mit denen sie es versucht hatte, nach wenigen Wochen schon aus dem Dienste gelaufen waren, blieb ihr nichts übrig, als ihren Sohn zu veranlassen, nach Hause zurückzukehren und die Knechtsarbeit zu übernehmen; und schlimmer als ein Knecht wurde er auch gehalten: statt des Dankes und der Anerkennung wurden ihm oft genug Verwünschungen zu Theil, die leider in Erfüllung gingen, denn der Mutter Fluch baut den Kindern keine Häuser und unser armer Gottlieb war unter keinem günstigen Sterne geboren. Doch hielt er sieben Jahre in diesem Diensthause aus, denn er freite wie dort Jacob um seine geliebte Rahel, so hier um sein eignes väterliches Erbe, welches, wenn er davon gegangen wäre, nothwendig in kurzer Zeit bei der Mutter Wirthschaftsführung zu Grunde gegangen sein würde und bereits kamen dann und wann Männer, welche die Frau, oder vielmehr ihr Gut heirathen wollten, doch die Meisten derselben machten sich bei Zeiten aus dem Staube, als sie den Ruf und dann auch das Weib selbst, um das sie freien wollten, kennen lernten, diejenigen aber, welche dennoch beharrten, hielten ihr die Wage und so einen Mann mochte

sie nicht, überdieß war sie ja nicht einmal Wittwe, sondern nur eine neue Penelope, wo der in der Welt herumirrende Ulysses jeden Tag wieder erscheinen konnte. Diese stete Freierei der Mutter, welche den erwachsenen Sohn nicht wenig verdroß, gab fast täglich Stoff zu den entsetzlichsten Auftritten, doch hoffte Görmer einestheils mit der Zeit das väterliche Gut übernehmen zu können, anderntheils hielt ihn auch die Liebe zu seinem zehn Jahre jüngern Bruder im Hause zurück, zu dem er eine zärtliche Zuneigung gefaßt hatte und den er in seinen besondern Schutz nahm, da auch gegen diesen die unnatürliche Mutter nichts weniger als liebevoll sich zeigte.

In Folge der harten Entbehrungen in diesen sieben Jahren, so wie bei dem fortwährenden Aerger und Kummer war es kein Wunder, daß seine Gesundheit litt und der Grund zur Auszehrung gelegt wurde, welche durch seine spätern Lebensverhältnisse in ihren Fortschritten nur noch mehr gefördert wurde. Endlich wurde er doch dieses Lebens übersatt und er sah ein, daß, so lange die Mutter noch lebe, ihm nie das väterliche Gut zu Theil werden würde und diese erfreute sich der festesten Gesundheit; so riß ihm endlich bei einem neuen Zanke, wobei die Mutter selbst den 31jährigen Sohn körperlich zu mißhandeln versuchte, der Geduldsfaden, er packte, wie einst sein Vater gethan, seine wenigen Habseligkeiten zusammen, denn er hatte nie einen Lohn von seiner Mutter erhalten, und verließ das älterliche Haus, aus welchem der jüngere Bruder schon längst ausgewandert war.

Görmer siedelte sich in einem benachbarten Dorfe an, wo er sich mit Tagelöhnerei ernährte und da er ein fleißiger Arbeiter und unverheirathet war, sich ein Sümmchen ersparte; später lernte er ein Mädchen kennen, welche von einem frühern Geliebten verlassen worden

war, nachdem er ihr einen Knaben, sein Ebenbild, zum Andenken zurückgelassen hatte, da jedoch dieselbe einige hundert Thaler Vermögen besaß und bekanntlich dies auf dem Lande eine große Summe von Sünden der bezeichneten Art zudeckt, so entschloß sich Görmer ohne viele Ueberlegung oder genauere Kenntniß ihres Characters dieselbe zu heirathen und wurde demnach Ehemann und Vater in Einer Stunde. Doch sollte der arme Mensch nur zu bald gewahr werden, daß er, jedoch diesmal nicht ohne seine eigne Schuld, aus dem Regen unter die Traufe gekommen war: einem bösen Weibe, seiner Mutter, war er entronnen, einem noch bösern, seiner eignen Ehefrau, war er in die Arme gelaufen. In der hitzigen, aufbrausenden Gemüthsart gab sie ihm nichts nach, an Körpergröße und Leibesstärke aber war sie ihm überlegen und des Weibes Hand ruhte oft schwer auf ihm. Fehlte es nun bei einem so beschaffnen Ehepaare fast keinen Tag an Veranlassung zur Verschiedenheit der Willensmeinung, so wurde auch noch durch den Stiefsohn, ein saubres Früchtchen und seiner Mutter vielfach ähnlich, der Hauskrieg vielfach vermehrt. Fünf Jahre war es so gegangen, zuletzt mochte ihnen kein Hauswirth im Dorfe mehr eine Wohnung vermiethen, und es kam darum Görmern sehr gelegen, als sein Schwager Hake ihm den Vorschlag machte, die beiden Berggüter in Walldorf zu kaufen und dort als Nachbarn ein Schutz- und Trutzbündniß gegen ihre Weiber zu schließen, denn auch Hake zog an einem schweren Ehejoche, obgleich es nicht gar so drückend auf ihm, wie auf seinem Schwager Görmer ruhte, dem es den Nacken längst aufgerieben und das Herz wund gedrückt hatte. Wie jedoch die Sache sich ganz anders gestaltete, als sich die Männer gedacht hatten, wissen wir bereits aus dem Anfange unserer Geschichte.

Der Krieg mit der so nahe verwandten Nachbarfamilie hatte keineswegs die Beserkerwuth der Görmerschen Ehefrau von ihrem Manne etwas abgeleitet, ihr Blut vielmehr so in Flammen gesetzt und ihr Herz dermaßen verbittert, daß sie nothwendigerweise Jemanden haben mußte, um an diesem ihre Wuth auszulassen und da war ihr ja der arme, schon oft zerschlagene Ehemann der nächste und willkommenste Gegenstand und es that sich mir bei den Klagen jener Männer ein Bild auf, welches des Pinsels eines Hogarth würdig gewesen wäre, ein christliches Seelsorgerherz aber tief betrüben mußte. Görmer brachte nämlich damals bei mir an: daß er, um vor seiner Frau, welche seit einiger Zeit wie vom Teufel besessen sei, einigermaßen sich zu schützen, seinen Bruder seit einigen Tagen zu sich in's Haus genommen habe, der ihm zugleich in der Wirthschaft mit helfen solle, weil er selbst immer kränklich sei und auch seit einiger Zeit Blut speie. Gestern Abend, wo seine Frau wieder wie toll gewesen sei, hätte sie sich mit ihm auf dem Oberboden zu zanken angefangen und da er seinen Bruder zu Hilfe gerufen, so habe seine Frau ihn und den Bruder erst geprügelt und dann sie Beide die Bodentreppe hinuntergeschmissen, denn das Weib hätte satanische Kräfte, mit der Niemand fertig werden könne, so habe sie vor vierzehn Tagen einen Schneider, der bei ihnen gearbeitet und ihr etwas nicht recht gemacht hätte, geprügelt, eben so ihn selbst, der dem Schneider habe zu Hilfe kommen wollen und auch noch einen Soldaten, der zufällig dazu gekommen wäre, kurz, sie habe alle drei Männer zum Hause hinausgeschmissen; er sei darum seines Lebens nicht mehr vor ihr sicher und möge nicht alle Tage auf sich wie auf einem Nußsacke herumtrommeln lassen. Dabei zeigte er und sein Bruder mir die

im gestrigen Kampfe erhaltenen Wunden und baten mich dringend, die Einleitung zur Scheidung sobald als möglich zu treffen, weil sie sich nicht getrauten nach Hause zurückzukehren, sondern vor der Hand zu Verwandten gehen und sich dort aufhalten wollten.

Das freilich war arg und traurig genug, doch rieth ich ihnen, vor einem Weibe nicht die Flucht zu ergreifen, sondern beiderseits wieder nach Hause zu gehen, sich jedoch jeden neuen Streites zu enthalten, dagegen wolle ich bereits morgenden Tages den Sühneversuch anstellen und gab deshalb dem armen Ehemann die schriftliche Einladung dazu an seine Ehefrau sogleich mit. Am andern Tage erschien zur bestimmten Stunde denn auch die Vorgeladene; es war ein großes, starkes Weib, allerdings ihren Mann eine Kopflänge überragend, mit etwas röthlichem Haar und dunkeln, feurigen Augen, jedoch nichts weniger als unangenehmen oder leidenschaftlichen Gesichtszügen, sondern mehr verlegen und schweigsam. Kurz nach ihr kam auch der geplagte Ehemann. Als ich diesen zuerst aufforderte, noch einmal mir dasjenige mitzutheilen, was er gegen seine Frau anzubringen habe und er die dem geneigten Leser bereits bekannten Thatsachen und Mißhandlungen, nur in ihren größern Einzelnheiten noch einmal klagend vorbrachte, da wollte allerdings des Weibes Hitze oft mit heftigen Zwischenreden und ziemlich lebhaften Handbewegungen hindurchbrechen, indessen ich gebot ihr ernst und entschieden, jetzt sich jeder Unterbrechung zu enthalten, was denn auch geschah, jedoch ihr vielen Kampf kostete, der sich in ihren Gesichtszügen abspiegelte. Als der Mann geredet hatte, forderte ich sie nun auch auf, ihrem Herzen Luft zu machen und auch ihrestheils mir offen mitzutheilen, was sie auf diese Beschuldigungen zu erwidern habe, jedoch sich zu mäßigen und nicht heftig zu werden,

denn ich fürchtete eine starke Explosion, indessen zu meinem Erstaunen war sie ziemlich zurückhaltend und entgegnete nur wenig.

Die Ansprache, welche ich nun an sie hielt, war allerdings kein Säuseln eines leisen Windes, sondern lauter Hammerschläge an ihr trotziges Herz und vor dem Bilde, das ich ihr vorhielt, erschrak selbst ihr Ankläger, daß er in gutmüthiger Aufwallung mir versicherte: „Meine Christel ist nicht so schlecht, Herr Pastor, wie die Leute sprechen!" Als ich dies erfaßte, um ihr zu zeigen, daß ihr Mann demnach noch auf sie halte, ja vielleicht der Einzige sei, der sie vertheidige, und wie sie dagegen ihn behandele und nothwendigerweise auf diese Art zuletzt seine Mörderin werde, vergoß sie zwar keine Thräne, sprach auch kein Wort, in ihren Minen aber spiegelte sich doch eine bessere Regung ihres Herzens ab und ich ließ nun alle Minen der gewinnenden Liebe und und des Vertrauens zu ihrem bessern Selbst springen, so daß sie sich doch endlich ergab und versprach, daß, wenn ihr Mann seinen Ehescheidungsantrag zurücknähme, sie künftig ihre Hitze mäßigen und sich nie wieder thätlich an ihn vergreifen wolle. Mit dieser Zusage, welche sie dann auch unter dem von mir gefertigten Sühneprotocolle mit ihres Namens Unterschrift bekräftigte, war Görmer vollkommen zufrieden gestellt und versöhnt schieden Beide von mir, ich aber versprach ihnen, recht bald nach Walldorf hinauszukommen und nachzusehen, ob das Wort auch gehalten werde.

Dieser glückliche Erfolg der ehelichen Ausgleichung ermunterte mich, auch das Vermittleramt zwischen den Schwestern zu übernehmen, doch scheiterte hier meine Beredsamkeit; die feindlichen Partheien hatten schon andre Hilfstruppen geworben, beide waren zu Advocaten gelaufen und führten Processe um die geringfügigsten

Gegenstände; wo aber rechtsgelehrte Hände eine Sache ergriffen haben, da ist dem Seelsorger meistens der Zugang zu den Herzen verschlossen. Darum endigte sich auch jener Familienkrieg in den Berggütern nur durch Erschöpfung des Geldbeutels und dadurch, daß Hake aus Ueberdruß sein Gut verkaufte und sich mehrere Stunden weit von Walldorf mit einem Hause ankaufte; auch Görmer mußte kurze Zeit darauf sein Gut verkaufen, blieb jedoch in Walldorf, wo er mitten im Dorfe eine Gärtnernahrung käuflich an sich brachte. So nur kehrte der frühere Friede wieder auf dem Berge ein, der zwei Jahre lang der Kriegsschauplatz zweier Familien und ein von allen Bewohnern des Dorfes gemiedener Ort gewesen war, denn in dieser ganzen Zeit wurde auch nicht eins von diesen Leuten weder zu Gevatter gebeten, noch sonst zu einem Ehrengelage eingeladen. Die neuen Besitzer, gewarnt durch dieses Beispiel und schon durch unmittelbare Nachbarschaft und die etwas abgeschlossene Lage vom übrigen Dorfe an einander gewiesen, vertrugen sich gut und friedlich und waren der vierten Bitte gemäß, gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen.

Wenige Tage nach dem Sühneversuche mit den Görmerschen Eheleuten besuchte ich sie meinem Versprechen gemäß, und von da an das erste Halbjahr wöchentlich einmal und zu meiner Freude war Görmer mit seiner Ehefrau so ziemlich zufrieden, machte er doch auch nur geringe Ansprüche, denn als ich ihn später einmal fragte, ob seine Frau auch ihr Wort halte? versicherte er mir mit vergnügtem Sinne: „Nein, Herr Pastor, geprügelt hat sie mich nicht wieder, nur einmal hinter den Ofen geschmissen!“ Das aber schien er ihr nicht hoch anzurechnen und war schon zufrieden, wenn sie sich mit dieser Art von Liebkosungen begnügte. Später in=

dessen drohte ein neues Zerwürfniß unter dieses ohnedem nur lockre Eheband zu kommen: es war der Stiefsohn Görmers, den ihm seine Ehefrau mit zugebracht hatte, ein böser Bube, über welchen nicht nur bei seinen Aeltern, sondern auch bei mir fortwährende Klagen einliefen. Kein Kind ließ er ungeneckt, keinen Hund ungesteinigt, keinen Baum ungestraft und die Nachbarn konnten sich seiner muthwilligen und boshaften Streiche nicht erwehren. Wollte Görmer nun das Strafamt an ihm üben, so hielt ihm die Mutter die Brücke und so kam es zuweilen wieder zu harten Auftritten zwischen den Eheleuten und einer derselben kostete endlich dem armen Manne das Leben.

An einem Nachmittage wurde ich zu ihm gerufen: er sei krank und wünsche das heilige Abendmahl zu feiern. Verwundert über seine plötzliche Krankheit, erfuhr ich von dem Boten, daß er in Folge eines heftigen Zankes mit seiner Frau wegen des Stiefsohns von einem Blutsturz befallen worden sei und sehr gefährlich krank im Bette liege. Als ich zu ihm eintrat, bot sich mir eine ungewöhnliche Erscheinung dar, von der mir später auch sein Arzt versicherte, daß in diesem Grade ihm ein solcher Fall noch nicht vorgekommen sei. Görmer war nämlich, nur das Gesicht ausgenommen, an seinem ganzen Körper grün, es war ihm die Galle in das Blut getreten und in alle Blutgefäße eingedrungen und es war wirklich ein jammervoller Anblick, als er mir seine Arme und Beine zeigte. Seine Mutter und Frau waren gegenwärtig und mit schwacher Stimme erzählte er mir den Vorfall, der diesen Zustand herbeigeführt habe, sprach das Gefühl seines nahenden Todes und die Sehnsucht nach dem Gnadenmahle seines Erlösers aus und als er es gefeiert hatte, war ich Zeuge einer Scene, die mir

ewig unvergeßlich sein wird und mich, so oft ich ihrer gedenke, tief ergreift.

Zuerst rief er seine Mutter an sein Bette, reichte ihr die Hand und versicherte ihr seine volle Vergebung wegen alles Wehes, das sie ihm von seiner frühesten Kindheit an zugefügt habe; hierauf winkte er seine Frau zu sich und indem er ihr die Wangen streichelte, bat er sie, alles dessen, was zwischen ihnen je vorgefallen wäre, nicht mehr zu gedenken, er wolle auch ihr Alles vergeben und keinen Groll gegen sie mit in das Grab nehmen; wolle sie aber das Weh, welches sie ihm bereitet habe, wieder gut machen, so möge sie seine Kinder gut halten. Das erweichte doch das Herz des Weibes, sie weinte laut, die Mutter aber stand ungerührt und trockenen Auges daneben. Mir trug er sodann auf, Allen, die ihm weh gethan oder gereizt hätten, zu versichern, daß er ihnen von Herzensgrund versöhnt sei, sie möchten auch ihm Alles vergeben, wie er hoffe, daß ihm Gott seine vielen Sünden vergeben werde. Endlich erfaßte er auch meine Hand und versicherte mir, daß er mir großen Dank schuldig sei und mich herzlich lieb habe, obwohl ich ihn oft gestraft und scharfe Worte zu ihm geredet hätte, er sähe es jetzt aber wohl ein, daß ich es nur aus Liebe gethan und mit ihm gut gemeint habe. Seine Kraft war aber auch nun erschöpft, er sank zurück und schloß die Augen. Der Eindruck war ein mächtiger, die Worte des Sterbenden waren eine Predigt, eindringlicher als ich je eine gehalten hatte, denn es waren Testamentsworte; ich wollte sie darum durch meine Worte nicht schwächen, ich verstummte und setzte mich schweigend an das Bette des Sterbenden, dessen Athemzüge immer leiser wurden, bis endlich das Herz ausgeschlagen hatte und von allem Drucke der Erde und der Menschen erlöst war. Doch ehe ich ging, säete ich noch

im Angesicht des Todten in der Lebenden Herzen das Wort der Buße und als ich dem Verblichenen die Gedächtnißpredigt hielt, sprach ich von der versöhnenden Kraft des Todes und wie ein versöhnliches Herz den Tod versüße.

Hier möchte ich die Erzählung schließen, doch um der geneigten Leser willen, welche das fernere Schicksal der bösen Frauen vielleicht noch wissen möchten, füge ich hinzu, daß die Beiden sich noch selbst bestraften. Görmers Mutter, welche ihr Gut hatte verkaufen müssen, ließ sich gelüsten nach des Sohnes Tode zu ihrer Schwiegertochter zu ziehen. Es läßt sich aber wohl denken, daß auf ein friedliches Leben nicht lange zu rechnen war und so wüthete denn bald ein fürchterlicher Bürgerkrieg in dieses Hauses Reiche, dem selbst die Nacht kein Ziel setzte und oft fuhren die Nachbarn erschreckt aus dem Schlafe auf, wenn drüben das Feldgeschrei der Schlacht durch die nächtliche Stille erscholl. Nach einem Jahre mußte die Schwiegermutter das Feld räumen, denn Görmers Wittwe hatte die Gärtnernahrung in Besitz und die Feindin schon unzähligemal hinausgewiesen. Die alte Frau zog zurück in ihr Dorf; ob sie noch lebt? weiß ich nicht.

Die Wittwe, bei welcher der Eindruck am Sterbebette des Mannes nur ein flüchtiger gewesen war, hätte wohl gern wieder geheirathet, mußte aber lange warten, ehe ein Mann bei ihrem Rufe es wagte, den Ehebund mit ihr einzugehen, indessen kam doch noch einer, der aber erst auf einige Wochen zur Probe bei ihr einzog, und da er nach seiner Meinung fand, daß man der Frau großes Unrecht gethan habe, heirathete er sie. Doch gingen ihm bald die Augen auf und die Reue kam zu spät; er wußte sich indessen zu helfen und versenkte seinen häuslichen Kummer in das Schnapsglas und zahlte

ihr bei seiner Heimkehr aus dem Wirthshause alle die Mißhandlungen redlich zurück, die sie früher an ihrem ersten Ehemanne geübt hatte, denn da bei ihrem ersten Handgemenge ihr neuer Eheherr als Sieger vom Schlachtfelde gegangen war, fehlte ihr das Vertrauen auf ihre bisherige Unüberwindlichkeit und von nun an war sie jedesmal der geschlagene Theil.

Wohl mag sie manchmal nun an den Heimgegangenen denken, an dem sie sich so schwer versündigte; die Strafe hat sie ereilt, sie bleibt nimmer aus; doch hat die Mittheilung dieser Amtserfahrung schon manchmal den Segen gehabt, entzweite Eheleute bedenklich und versöhnlich zu machen, denn Sirachs Wort ist nicht aus der Luft gegriffen: Ich will lieber bei Löwen und Drachen wohnen, denn bei einem bösen Weibe!

VIII.

Des Kaisers Vorreiter,

oder:

Ein kluger Knecht gefällt dem Könige wohl!

Die Zeit der letzten großen Freiheitskämpfe, welche das geknechtete Deutschland gegen die französische Druckherrschaft führte, liegt noch nicht so fern, daß nicht beinahe noch in jedem Dorfe Männer leben, die in jenen Kriegen mitgekämpft und wohl auch ihr Blut dabei vergossen haben, und es geht noch mancher Bauersmann hinter seinem Pfluge her, der Rußlands Eisgefilde gesehen oder in Frankreich seine Muskete losgeschossen hat. Bei Hochzeiten, Kindtaufen und ähnlichen Familien-

festen wird von solchen alten Kriegsleuten dem jüngern Geschlechte das Gesehene, Erlebte und Erduldete mit mehr oder weniger Wahrheitstreue erzählt und solche Leute waren mir immer willkommene Gehilfen, die Geschichte jener denkwürdigen Zeiten meinen Parochianen theils in's Gedächtniß zurückzurufen, theils in einem gewissen Zusammenhange vorzutragen und dadurch bei den sogenannten Ehrengelagen, denen ich beiwohne, eine interessante und belehrende Unterhaltung herbeizuführen und die flachen Dorfklatschereien oder das geistlose Kartenspiel zu verdrängen. Unter allen Theilnehmern an jenen Kriegen aus dem Landmannsstande, welche ich kennen gelernt habe, ist mir aber einer der interessantesten ein alter Auszügler in meiner Parochie, der obwohl als friedlicher Krieger und nur mit der Knute bewaffnet, doch ein großes Stück von Europa, von Paris bis Moskau durchritten, dabei aber, weil er in der unmittelbaren Nähe des Kaisers Alexander sich befand, so manches gesehen, erlebt und beobachtet hat, was Tausenden, die den großen Kampf mit durchgemacht haben, nicht vergönnt war, und dessen Lebensgeschichte gewiß auch manchem Leser nicht uninteressant sein dürfte.

An einem schönen Frühlingsabende wanderte ich durch die Fluren eines meiner eingepfarrten Dörfer. Auf den Aeckern war reges Leben, der Landmann streute seinen Samen in die Erde und die Egge bedeckte die Körnlein mit dem fruchtbaren Boden, auf daß sie nach unten Wurzel fassen und nach oben in frischen Keimen sich zum Lichte drängen und zu neuem Leben in Blatt, Blüthe und Frucht sich entwickeln möchten. Mir ist die Saatzeit des Frühlings und Herbstes immer eine schöne Zeit und ich kann keinen Sämann über die Furchen des Ackers schreiten sehen, ohne des göttlichen Sämanns und des vierfachen Ackerlandes zu

gedenken, ist doch das Seelsorgeramt selbst ein Sämannsgeschäft; der Same, den wir streuen, ist jenes Wort, das die Verheißung hat, es solle gleich dem Schnee und Regen, der vom Himmel fällt und nicht wieder dahin kommt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar, auch nicht leer wieder zum Herrn kommen, sondern soll ihm gelingen, dazu er es sendet. In solcher Stimmung und mit solchen Gedanken wanderte ich auch an jenem Abende durch die Aecker, als ich durch ein kleines Gebüsch gedeckt, nicht zu weit von mir eine kräftige Männerstimme hörte, welche einem ungehorsamen Pferdepaare, welches noch der Winterhafer stechen mochte, mit russischen Worten eine scharfe Strafpredigt hielt. Jene russischen Kraftausdrücke aber waren mir noch von meiner Knabenzeit her wohl bekannt, wo Kosaken und andere russische Kriegsvölker uns so oft heimgesucht und ihren nicht immer bescheidenen Wünschen mit jenen Worten Nachdruck zu geben gesucht hatten.

Diese längst verklungenen Töne mit ziemlicher Geläufigkeit hier auf heimischem Boden zu hören, überraschte mich doch etwas und ich beschleunigte meine Schritte, den russischen Pferdebändiger kennen zu lernen und siehe! es war einer meiner Parochianen, der alte Auszügler Gottlieb Bruckmann, der seinem Sohne, welchem er das Gut schon vor mehreren Jahren übergeben hatte, im Säegeschäfte beistand und mit noch kräftiger Hand und rüstigem Fuße ein besätes Haferfeld eineggte. Als ich zu ihm herangekommen war, hielt er seine indessen wieder ruhig gewordenen Pferde an, denn er kannte meine Gewohnheit, bei keinem meiner Kirchkinder vorüberzugehen ohne einige freundliche Worte zu wechseln, und zog sein Käppchen ab, mir den besten guten Abend wünschend. Ich bot dem Alten die Hand, freute mich, daß er noch so rüstig dem lieben Frühling in die

Hände arbeite und drückte ihm sodann meine Verwunderung über seine russische Sprachfertigkeit aus. „Na, lieber Herr Pastor," erwiederte er, „da Sie wissen, daß ich mit meinen Pferden russisch geredet habe, so werden Sie wohl auch verstanden haben, daß mir da eben kein Gebet entfahren ist, aber nehmen Sie mir das nicht übel, 's fährt einem so manchmal was aus dem Munde, das man grade nicht so böse meint und das hängt mir noch so von der alten Gewohnheit an, daß ich mit den Gäulen russisch rede, sonst thue ich's nicht." Auf meine weitere Erkundigung wegen der alten Gewohnheit erzählte er mir, daß er von Jugend an eine besondere Vorliebe für die Pferde gehabt habe, die ihn auch jetzt noch zuweilen die Zügel in die Hand nehmen lasse, wie er den russischen Kaiser Alexander bald zwei Jahre durch die Welt gefahren habe, weshalb ihm auch noch manches russische Wort in dem alten Kopfe geblieben sei, und es ihm vorkomme, als könne er fast nicht anders mit den Thieren reden, zumal es doch wunderbar sei, daß alle Pferde das Russische besser verständen, als wenn man deutsch mit ihnen rede.

Diese Mittheilungen waren mir sämmtlich neu und ich bat ihn, weil ich ihn in seiner Arbeit nicht länger stören wolle, mich doch ja recht bald einmal zu besuchen, wo er mir seine Dienstgeschäfte beim Kaiser Alexander recht ausführlich erzählen müsse, weil ich so etwas sehr gern höre und mir ja Alles wichtig sei, was meine Kirchkinder beträfe. Der Alte fühlte sich dadurch geschmeichelt und versprach, bald einmal bei mir einsprechen zu wollen, worauf ich meinen Heimweg und er seine Arbeit fortsetzte. Bruckmann ließ auch nicht lange auf sich warten, an einem Sonntagsnachmittage kam er nach dem Gottesdienste zu mir und erklärte sich gern bereit, mir seine Lebensgeschichte und Kriegserlebnisse mitzu-

theilen. Wir zogen uns in die traulichen Räume des gemüthlichen Studirstübchens zurück und als wir bei einer Tasse dampfenden Kaffee's einander gegenüber saßen, that sich ihm das Herz auf und er erzählte mir ohngefähr Folgendes:

„Meine Aeltern waren arme, niedere Leute, etliche Stunden von hier. Sie wohnten zur Miethe, der Vater arbeitete auf Tagelohn und wir Buben mußten, sobald es ging, auch unser Theil zum Lebensunterhalt beitragen. Im Frühjahre und Sommer ging's in die Beeren und auf's Aehrenlesen, im Herbst und Winter trugen wir Laub und Holz ein und spannen, denn dazumal wurde noch viel mit der Hand gesponnen, meine ganze Lust aber waren die Pferde; wo ich auf ein's kommen konnte, da geschah's gewiß und ich freute mich immer deshalb auf den Sommer, weil ich da für die Knechte Abends die Pferde in die Schwemme reiten konnte. Zwar wurde ich oft genug abgeworfen und kam wie eine gebadete Maus nach Hause, das schreckte mich aber nicht ab, sondern machte mich nur noch dreister und begieriger auf's Reiten und als nun vollends einmal eine Woche lang Dragoner in unserm Dorfe im Quartiere lagen, da träumte ich Tag und Nacht davon, auch einmal ein Reiter werden zu wollen und ärgerte mich nur, daß ich noch nicht aus der Schule war. Als ich nun endlich zum Gottestische gegangen war, vermiethete ich mich, mußte aber freilich mit den Ochsen anfangen. Das war mir nun gar nicht recht, das Viehzeug ging zu langsam für mich und war zu dumm, ich konnte nicht mit ihnen reden. Ich wurde deshalb auch meines Lebens nicht eher froh, bis ich Pferdeknecht wurde und nun selbst ein Paar Gäule in die Hand bekam. Ich weiß es heute noch, wie stolz ich mich fühlte, als ich das erste Mal damit hinaus auf den Acker zog. Aber auch das

wollte mir später nicht recht mehr gefallen, das Ackern und Eggen, Mistfahren und Getreideeinfahren ging mir nicht genug aus dem Zeuge; schnell fahren und reiten, das war meine Sache, d'rum fiel mir's wie eine Binde von den Augen, als ich einmal auf einem Jahrmarkte in der Stadt einen Postillon in der gelben Jacke und ein lustiges Stückchen blasend, eine vierspännige Extrapost durchfahren sah. Postillon mußt du werden! das war mein Vorsatz und ich ruhte nicht eher, bis ich mein Ziel erreichte. Es glückte mir auch, ich bekam einen Dienst bei einem Postmeister und die nächsten Weihnachten zog ich an. Nun war ich nach meiner Meinung ein gemachter Mann, aber nach einiger Zeit wollte mir's auch nicht recht mehr gefallen: ewig nur denselben Weg bis auf die nächsten Stationen, meist elende, abgetriebene Pferde, Tag und Nacht keine Ruhe! doch lernte ich dabei tüchtig fahren, zweispännig und vierspännig, vom Sattel und vom Bocke aus und hielt sechs Jahre bei meinem Herrn aus. Da ging ich ab und bekam einen Kutscherdienst; das gefiel mir besser: ich hatte ein Paar hübsche Pferde, wie ich sie mir längst gewünscht hatte und es war doch Abwechselung in der Sache. Da ich auf meine Thiere hielt und gut fahren konnte, war auch meine Herrschaft mit mir wohl zufrieden und ich wäre wohl länger noch dort geblieben, wenn nicht ein ganz besonderer Fall mir einen neuen Posten verschafft hätte.

Es war im Sommer 1813, als der russische Großfürst Constantin mehrere Tage in der Stadt, wo ich diente, sich aufhielt und da ihm eins von seinen vordersten Kutschpferden gefallen war, wollte sein Stallmeister ein Paar neue Pferde kaufen. Sämmtliche Pferdebesitzer der Stadt mußten zu einer bestimmten Stunde ihre Pferde auf dem Markte aufstellen und unter ihnen wählte sich nun des Großfürsten Stallmeister das Paar

aus, welches ihm das tauglichste schien. Seine Wahl fiel auf die meinigen, denn es waren ein Paar spiegelglatte, tüchtige und gesunde Rappen und mein Herr bekam sie sehr gut bezahlt. Da der Unfall mit dem gefallenen Pferde durch die Nachlässigkeit des russischen Vorreiters veranlaßt worden war, so hatte dieser eine fürchterliche Tracht Prügel bekommen und war sodann unter den Train gesteckt worden; deßhalb brauchte der Großfürst zu den neuen Pferden, welche unter den Sechsen, mit denen er fuhr, den vordersten Zug bildeten, auch einen Vorreiter. Es wurde deshalb unter den Kutschern der Stadt Nachfrage gehalten, wer zu dem Posten Lust habe? und es meldeten sich fünf, unter ihnen auch ich, denn mich schmerzte der Verlust meiner guten Pferde, ich hatte nichts im Vaterlande zu verlieren und mein Herr, der für den Augenblick ohne Pferde war, redete mir selbst zu.

Am andern Tage sollten wir mit unsern Attesten im Quartiere des Großfürsten uns melden, als wir aber zur bestimmten Stunde in's Haus eintreten wollten, ließen uns die vor demselben stehenden Schildwachen nicht ein. Wir warteten also geduldig auf der Gasse und sahen immer hinauf zu den Fenstern des Großfürsten, da kam endlich ein Offizier herunter und führte uns hinauf auf den Vorsaal, wo wir uns in Reih' und Glied aufstellen mußten. Nachdem wir eine ziemliche Weile so dagestanden hatten, kam der Großfürst mit dem Stallmeister, ging bei uns vorüber und würdigte uns keines Blicks, mir aber gefiel der Herr auch nicht, denn er sah böse aus und hatte röthliche struppige Haare. Nach einiger Zeit kam der Stallmeister allein zurück, trat an mich heran und fragte mich in gebrochenem Deutsch: ob ich der Kutscher wäre, welcher die gekauften Pferde bisher bedient hätte? Als ich es bejahte, fragte

er: ob ich gut fahren könnte? Ich antwortete: Ich glaub's! und reichte ihm das Attestat meines letzten Herrn hin, er schob aber meine Hand mit dem Papiere zurück und sagte: Nix! wie viel willst du haben? Ich faßte mir ein Herz und sagte, wie mir mein Herr geheißen hatte: Monatlich sechs Ducaten! Dowri, antwortete er, sollst haben, heut Abend Glock acht hier sein mit Sack und Pack! und gab mir einen schönen neuen Ducaten als Handgeld.

So waren wir denn entlassen und ich in gefangenen Händen. Es war mir auch in den ersten Stunden etwas wunderlich zu Muthe, indessen der schöne Lohn und daß ich meine lieben Rappen wieder bekam, beruhigte mich etwas; ich packte meine Sachen zusammen, nahm von meinem Herrn Abschied, der mich noch mit guten Rathschlägen und Wünschen entließ und meldete mich zur angegebenen Stunde pünktlich beim Stallmeister. Dieser war freundlich, band mir vor Allem die Pferde auf die Seele, befahl mir, in Allem pünktlich Folge zu leisten und mir besonders die Worte zu merken: kak edo sowut, d. h. was ist das? damit ich nach und nach russisch sprechen lerne. Hierauf übergab er mich einem Stallaufseher, welcher mich in das Quartier führte, wo die fürstlichen Pferde standen. Als ich in den Stall trat und meine Rappen meine Stimme hörten, wieherten sie laut und ich umhalste vor Freude die guten Thiere, worüber der Stallaufseher herzlich lachte, mir auf die Schultern klopfte und dann sagte, daß morgen früh um acht Uhr die Reise fortgehen würde, dabei auch bemerkte, daß ich, wie es bei den Russen Sitte sei, nur bei dem Vornamen: Gottlieb! würde genannt werden.

Am andern Morgen hielten wir Punkt acht Uhr mit unserm Sechsspänner im Hause des Großfürsten. Mir klopfte das Herz etwas unter der neuen Uniform, denn

nun ging es fort in die Welt und ich sollte meine Probefahrt machen und es ist des Gelenkes wegen grade nicht leicht bei einem Sechsspänner Vorreiter zu sein. Es hatte sich eine Menge Volks versammelt, welche die Abreise des Großfürsten sehen wollte, viele von meinen Bekannten standen vor der Thüre und als wir zum Hause hinausfuhren, da erscholl es von mehreren Seiten: Adieu, Gottlieb! Die Sache ging übrigens besser, als ich gedacht hatte, ich richtete mich bald ein, es ging mir auch nichts ab, doch erstreckten sich des Großfürsten Launen, unter denen seine ganze Umgebung leiden mußte, selbst zuweilen auch auf mich armen Vorreiter und ich bekam manchmal Strips, d. h. Schläge, ich wußte oft nicht, warum? Einen Monat darauf stießen wir zu dem Kaiser Alexander und blieben von da an meist in dessen Gefolge. Das war ein sehr leutseliger und freundlicher Herr, und ich weiß nicht, wie es gekommen sein mußte, er erstreckte seine Aufmerksamkeit und Huld auch auf mich, seines Bruders unbedeutenden Vorreiter.

Es war kurz vor der Leipziger Schlacht, wir hatten unser Standquartier in Rötha, da sollte eines Tages ausgefahren werden und wir Alle saßen bereits auf den Pferden und warteten auf die Herrschaften, als der Kaiser, ehe er einstieg, mit einem vornehmen Offiziere die ganze Linie der Equipagen durchging und mit diesem sich unterhielt. Als er umgekehrt war und zurückging, blieb er vor mir stehen, sah mich an und fragte freundlich: Wie geht's, Sachs'? Schlecht, Majestät! erwiederte ich, es fuhr mir so raus, ich erschrak hernach selbst darüber. Warum? sagte er. O Majestät, ich bekomme so viel Strips! antwortete ich beherzt, denn ich hatte die Prügel auch herzlich satt. Da lächelte der Kaiser und ging weiter, wenige Minuten darauf wurde abgefahren.

Noch denselben Abend kam mein Stallmeister mit einem

andern Herrn in den Stall, ich wurde vorgerufen und mir angekündigt, daß ich von morgen an in des Kaisers Dienste kommen würde. Meine Freude war groß, doch durfte ich mir's nicht merken lassen, nur die Trennung von meinen Rappen that mir weh, mein Rücken war mir aber doch noch lieber. So fuhr ich von nun an den guten Kaiser selbst, eine solche Ehre hätte ich mir in meinem Leben nicht träumen lassen. Auch Alexander fuhr mit sechs Pferden und ich bekam auch wieder den vordersten Zug, das mittlere Paar hatte auch einen Vorreiter, der Kutscher aber, welcher die Stangenpferde vom Bocke aus fuhr, war ein vornehmer Mann, weshalb wir beiden Vorreiter die Stangenpferde einen Tag um den andern mit zu versorgen hatten. Am ersten Abende nach dem Antritte meines neuen Dienstes wurde ich zu dem Leibkutscher zu Tische geladen, wo nur Offiziere mit aßen und es sehr vornehm zuging. Die Herren schienen sich ein Vergnügen mit mir machen zu wollen, aber ich gab genau Achtung, wie die Andern es machten und so ging auch das gut ab, bis auf einen Zopf, den die Herren mir angetrunken hatten.

Wenige Tage darauf aber sollte es ernster hergehen; es begann die Schlacht bei Leipzig und am 16. October fuhren wir früh um 6 Uhr von Rötha weg. Während gewöhnlich nur 80 bis 100 Mann Gardekosaken den kaiserlichen Wagen begleiteten, war dasmal das ganze Regiment zur Bedeckung mit. In der Gegend von Wachau wurde Halt gemacht, der Kaiser stieg aus und zu Pferde. Da gings hart her und die Kugeln flogen bis zu unsern Equipagen heran, so daß wir ein Stück zurückfahren mußten. Nachmittags aber ging's wieder besser und der Kaiser war hinten und vorne. Die Franzosen hatten hinter Wachau eine ganze Menge Kanonen genommen und es kamen eben Küraßire, dieselben weg-

zuschaffen, da befahl Alexander seinen Gardekosaken, das zu verhindern, doch die Kerls wollten nicht daran, da ließ er etliche Kanonen hinter ihnen auffahren und einigemal mit Granaten auf sie feuern. Das machte Luft, sie mußten vorwärts und stürzten sich nun so wüthend auf die französischen Kürassire, daß diese die Kanonen im Stiche lassen mußten und Reißaus machten. Abends fuhren wir nach Rötha zurück und blieben auch den nächsten Tag da. Den 18. October ging's aber wieder nach Leipzig zu; wir rückten immer sachte vor, denn vor uns ging's fürchterlich her; ein ziemliches Stück vor Probstheide wurde Halt gemacht und wir hielten nicht tausend Schritte von dem Orte, wo die Monarchen standen und Rapport von den Adjutanten erhielten. Da sahen wir, wie unser Kaiser, der östreichische Kaiser und der König von Preußen auf die Kniee fielen und beteten und das war mir das Merkwürdigste dabei, daß jeder der Monarchen dabei nach seinem Lande sah; sie standen einigemal wieder auf und knieten wieder nieder; das dauerte wohl eine Stunde, endlich kam die Nachricht, Napoleon ziehe sich nach Leipzig zurück, da fielen sie wieder nieder und beteten ganz laut, was? das konnten wir freilich nicht verstehen, wir hörten aber hinterher, sie hätten Gott für den Sieg gedankt. Wir auf unsern Pferden, ich wenigstens, dankte auch dem lieben Gott, denn das war kein Spaß, der Kanonendonner war so arg, daß zuletzt die Pferde unter uns zitterten. Den Tag darauf fuhren wir in Leipzig ein. Unser Aufenthalt dauerte dort nicht lange; nachdem unser armer König Friedrich August von den Allirten gefangen genommen war, eilten wir dem flüchtigen Napoleon nach. Am längsten verweilten wir in Frankfurt am Main, wo der Kaiser auf der Zeile, wir aber mit den kaiserlichen Equipagen in den drei Kronen wohnten und es mir ausnehmend gefiel.

Durch das Gastmahl beim kaiserlichen Leibkutscher, als ich in Rötha meine Stelle in Alexanders Dienste antrat, war ich mit einer Menge russischer Offiziere bekannt geworden, welche ihr großes Wohlgefallen an mir hatten, ich glaube deshalb, weil ich ihnen manches närrische Zeug vormachte, ohne den Respect zu vergessen und namentlich weil ich ihnen erzählte, wie man in Deutschland die Speisen zubereitete, wovon ich immer Proben ablegen sollte. Diese große Gunst der Herren Offiziere wurde mir aber zuletzt wahrhaft lästig, denn ich durfte mich beinahe nicht mehr sehen lassen und ich hatte keine freie Stunde mehr für mich. Wenn ich einmal dachte, mir auch die Stadt einmal ein Bischen zu besehen, wo wir Rasttag hielten und durch die Straßen spazierte, guckte irgend so ein Offizier zum Fenster heraus und so wie er mich gewahrte, rief er: Gottlieb! und ich mußte freiwillig gezwungen hinauf in sein Quartier. Da traf ich nun meistens eine ganze Gesellschaft solcher Herren vor wohlbesetzter Tafel, aber das Alles hatten sie zum Ueberdruß und kaum war ich eingetreten, so schrie Alles auf mich hinein: Gottlieb! schaff! aber gut! und nachdem man mir einige Gläser Wein oder Punsch gegeben und etliche Gulden in die Hand gedrückt hatte, mußte ich fort und einkaufen. Bald waren es Radieschen, die ich recht nett und zierlich zuputzte und sie ihnen dann mit Salz und Pfeffer vorsetzte, bald saure Gurken, die ich in kleine Scheibchen zerschnitt und in Essig und Oel schwimmen ließ, bald Zwiebacke, die ich in Wein aufquellen ließ und dann fingerdick mit Zucker und Zimmt bestreute. Wenn ich nun den Herren so etwas Apparates brachte, waren sie allemal vor Freude außer sich, klopften mir auf die Achsel und schenkten mir ein paar Gulden. Zuweilen aber verlangten sie auch, ich sollte ihnen großartigere Lustpartien anstellen. Da führte

ich sie einmal auf die Hasenjagd, sie schossen aber erbärmlich schlecht und die Hasen kamen alle mit heiler Haut davon; ein andermal bestellte ich in einer Dorfschenke Musik und als sich auch dabei die Dorfjugend, Knaben und Mädchen, einstellten, mußten die Kinder tanzen, worüber die Herren vor Lachen sterben wollten, einmal über das Andre schrieen: dowri! dowri! d. h. gut! gut! und da ich bei dem Allen den Zahlmeister machen mußte, zuletzt bei der Abrechnung ein doppeltes Douceur erhielt. Ich verdiente mir dabei ein hübsches Sümmchen, denn je mehr ihnen ein Spaß gefiel, desto besser bezahlten sie und außerdem mußten sie allemal erst mir bei meinem Stallmeister Urlaub auswirken.

So hatte ich im Ganzen ein recht angenehmes Leben, nur daß ich schrecklich angebunden war, denn ich hatte bald keine freie Stunde mehr und wurde unter den Offizieren aller Art bekannt wie ein bunter Hund. Dabei ging es immer vorwärts nach Paris zu, aber unterwegs setzte es noch manches derbe Scharmützel. Da endlich sahen wir, es war im März 1814, die Thürme der Hauptstadt Frankreichs vor uns, es lachte uns Allen vor Freude das Herz im Leibe und wir rückten auch sogleich ein. Wir dachten nämlich nur, wir wären schon drinnen, weil so stattliche Häuserreihen da standen, aber es war nur erst eine Vorstadt oder gar noch ein Dorf vor Paris gewesen und waren wir schon damit zufrieden, wie schön mußte das nun nicht erst wirklich drinnen sein! Die Sache ging aber nicht so schnell, als wir dachten, denn auf einmal mußten wir über Hals und über Kopf wieder zum Tempel hinaus. Wir hatten, als abgespannt war, Befehl erhalten, die Pferde die Nacht über nicht auszuschirren, da aber an meinem Fahrzeuge etwas entzwei gegangen war, so nahm ich, während die Pferde ihr erstes Futter fraßen, die Geschirre herunter, schnallte

meinen Mantelsack auf, in welchem ich zu kleinen eiligen Reparaturen Pfriemen, Nähnadeln, Bindfaden und Riemen hatte und fing eben an, nach Herzenslust zu flicken, als auf einmal Allarm geblasen wurde und der Ruf: patschol! patschol! d. h. schnell! schnell! von Stimmen aller Art durch die Ställe erscholl. Mit Mühe und Noth brachte ich noch in aller Eile die Geschirre auf meine Pferde, es wurde wie ein Wetter angespannt und sofort abgefahren, aber das Mal wieder rückwärts, denn nun ging erst die Komödie recht los. Wir retirirten, was wir konnten und hatten erst alle Noth durch die Massen von Regimentern und Geschützen hindurchzukommen, die hinter uns her marschirt waren und um Paris herum standen; da hieben die uns begleitenden Gardekosaken mit der Knute rechts und links unter die Soldaten und unsre Räder sind gewiß manchem armen Teufel über die Beine gegangen, bis wir endlich hinter der Linie waren und ohngefähr vier Stunden von Paris rückwärts wieder Halt machten. Da ging aber eine mörderische Schlacht vor uns los und die Geschütze krachten wie bei Leipzig; endlich hieß es, nachdem einen ganzen Tag und eine lange Nacht hindurch ununterbrochen gefeuert worden war, die Franzosen wären geschlagen, Paris habe sich ergeben und wir würden nun wirklich in die große Stadt, nach der wir uns schon so lange gesehnt hatten, einziehen. Und das geschah auch.

Am 30. März Vormittags um 11 Uhr ritten der Kaiser Alexander und der König von Preußen in Paris ein, wir fuhren mit den Equipagen hinterdrein. In allen Straßen und Fenstern, ja auf den Dächern wimmelte es von Menschen, die uns entgegenschrieen und weiße Tücher schwenkten. Die Frauenzimmer besonders drängten sich an uns heran und klopften unsre Pferde mit ihren Händen. Wir brachten mehrere Stunden zu,

ehe wir durch alle die Straßen mit den hohen Häusern bis auf einen großen, schönen Platz kamen; hier standen eine ganze Reihe französischer vornehmer Madames, die fielen vor dem Kaiser Alexander nieder, küßten seine Füße und baten ganz kläglich und mit vielen Thränen, er möchte sich der Stadt erbarmen und sie nicht plündern lassen. Wir glaubten erst, die Madames bäten um ihre Männer, die vielleicht gefangen seien oder sonst etwas verbrochen hätten, und es rührte uns ordentlich selbst, hinterher aber, als wir erfuhren, was sie dem Kaiser vorlamentirt hatten, da wurden wir bitter böse auf sie, denn es hatte Alles darauf gehofft und sich gefreut, für alle die Abscheulichkeiten, welche von Paris ausgegangen waren und für die Gefahren und Strapatzen, die man deshalb erduldet und Leben und Gesundheit hatte dran setzen müssen, von den Herrn Parisern sich etliche Franks oder sonst ein kleines Andenken ausbitten zu dürfen, damit man zu Hause etwas vorweisen könne, daß man wirklich in Paris gewesen sei. Damit aber war nun nichts, denn der Kaiser Alexander hatte ein gar zu weiches Herz und den Frauenzimmern konnte er vollends gar nichts abschlagen und so kam sofort ein strenger Befehl, daß bei Strafe des Erschießens Niemand sich von uns ungebührlich betragen solle, was namentlich unsre Gardekosaken schrecklich wurmte, denn das waren die besten Gäste nicht.

In Paris blieben wir mehrere Wochen und es ging uns ganz leidlich, weil wir zum Kaiser Alexander gehörten und auf den waren die Pariser ganz närrisch vor Liebe, denn so oft wir mit ihm ausfuhren, hatten wir mit den Pferden alle Noth, daß sie von dem fürchterlichen und fortwährenden Jubelgeschrei der Menschen nicht scheu wurden; dagegen klagten die Soldaten desto mehr und es hieß, es wären mehrere von ihren Wirthen

umgebracht und bei Seite geschafft worden, so daß uns selbst unheimlich wurde und wir uns freuten, als wir Ordre bekamen, nach Moskau zurückzukehren, vor's Erste aber nach Karlsruhe, wohin die Kaiserin entgegen kommen wollte, denn sie war eine Prinzessin von Baden, der Kaiser indessen reiste von Paris aus nach England und wir hatten in dem kaiserlichen Wagen ein Paar Herren vom Hofstaate zu fahren, einer davon war der Graf Dolstoiow, der das ganze Hofwesen besorgte, auf der Reise Alles ordnete und die Kasse hatte. Dadurch wurde ich mit diesem Herrn auch genauer bekannt und er war immer besonders freundlich und gut gegen mich. Dies bewies er mir namentlich dadurch, daß ich in Durlach, wo wir die Kaiserin Elisabeth mit den beiden Großfürsten Nicolaus und Michelow trafen, welche sie von Petersburg mitgebracht hatte, jedesmal, wenn diese jungen Herren allein spazieren fahren wollten, dieselben in einer kleinen Pritsche mit drei raschen Pferden zu fahren bekam. Das waren ein Paar junge muntre Herren, Nicolaus, der jetzige Kaiser, war damals 17 Jahre und Michelow 16 Jahre alt; je schneller ich fuhr und je plötzlichere Schwenkungen ich mit dem Wagen machte, desto mehr gefiel es ihnen und ich wurde bald ihr Mann, so daß ich zuweilen selbst vom Grafen Dolstoiow Befehl bekam, sie zu begleiten, wenn sie allein ausgingen. So mußte ich einmal mit ihnen in Bruchsal auf den Kirschenmarkt gehen; die jungen Herren lasen sich die schönsten auf dem Markte aus, ich mußte sie dann erst kosten und hierauf kaufen; wenn sie abgewogen waren, denn dort verkauft man die Kirschen Pfundweise nach dem Gewichte, so ließen sich die Großfürsten dieselben in ihre Mützchen schütten und aßen nun nach Herzenslust, indem sie dabei auf dem Markte herumspazierten, ich mußte mir auch welche für mich kaufen und Alles

bezahlen, was ich dann vom Grafen nebst einem Douceur bei unsrer Rückkehr zurückerstattet erhielt.

In Durlach gab uns Stalldienern und den Gardekosaken der Großherzog von Baden auch einmal im Schlosse ein großes Gastmahl, das war prächtig! wir schmausten lauter gute Gerichte bis Abends 7 Uhr, dann mußten wir Alle hinunter vor's Schloß und in einer schönen Allee uns in zwei Reihen aufstellen und unsre russischen Gesänge anstimmen, in denen wir förmlich einexercirt waren. Das dauerte fast eine Stunde und die Kaiserin sah mit dem Großherzog und den beiden Großfürsten zu den Fenstern des Schlosses heraus und hörten zu. Dann mußten wir wieder hinauf in einen großen Saal, wo wir zu trinken bekamen und fast bis Mitternacht zechten, so daß Mancher wacklig nach Hause ging. Nachdem wir vielleicht 14 Tage dort gewesen waren, ging es rasch und fast in einer Tour nach Moskau, wohin der Kaiser, welcher von England zurückgekehrt war, von Petersburg aus auch kam.

Da ich das Leben aber nach und nach satt bekam und es mir in Rußland nicht gefiel, benutzte ich einmal die Gelegenheit, den Grafen Dolstoiow um meinen Abschied zu bitten; der wollte aber nichts davon wissen, sondern schlug mir vor, in seine Dienste zu treten und auf einem seiner großen Güter oberster Verwalter zu werden und bot mir einen großen Gehalt mit vielen Versprechungen an. Doch es zog mich in's Vaterland zurück und da der Befehl kam, daß wir mit dem Kaiser nach Wien zu einem großen Congreß reisen sollten, so erbot ich mich, lieber noch in des Kaisers Diensten zu bleiben, weil ich doch dadurch meiner Heimath um ein großes Stück näher kam. So fuhren wir denn von Moskau nach Wien, das war kein kleines Stück Weg, und in Wien blieben wir beinahe ein halbes Jahr.

Dort gefiel es mir ausnehmend und da gab es, weil so viele Potentaten und Herren da versammelt waren, viel zu sehen und ich lernte die schöne Stadt bald inwendig und auswendig kennen. Jetzt aber kam auf einmal die Schreckensnachricht: der Bonaparte sei von der Insel Elba entflohen und marschire auf Paris los, und es kam die Ordre, wieder auf den Rhein zu loszufahren. Das Ding aber hatte ich vom erstenmale her noch satt und mochte nicht noch einmal in das Kriegsgetümmel hinein, darum bat ich dringender als zuvor den Grafen Dolstoiow um meinen Abschied, den er mir endlich auch schriftlich gab und welchen ich mir auch noch zum Andenken aufgehoben habe.

Mit einer recht hübschen Summe in blanken Dukaten, die ich in meiner Weste und Jacke eingenäht hatte, reiste ich nun in meine Heimath zurück und als ich zum erstenmale den sächsischen Boden hinter Karlsbad wieder unter meinen Füßen hatte, war es mir wie im Himmel und ich hätte die Bäume umarmen mögen. Meine Aeltern waren gestorben, schon ehe ich in Alexanders Dienste trat und da ich mir bereits vorher etwas erspart hatte, so kaufte ich mir hier das Gütchen, das mir gefiel und gerade feil war. Ich heirathete und der liebe Gott hat es mir immer wohl gehen lassen. Weil ich die Welt gesehen hatte, mit Leuten umzugehen wußte und auch etwas schreiben konnte, wurde ich später zum Richter gemacht und habe das Amt bald zwanzig Jahre verwaltet; als aber meine Frau vor etlichen Jahren starb, so habe ich mein Gut meinem mittelsten Sohne übergeben und lebe nun als alter Auszügler in einem Nebengebäude; übrigens bereue ich es nicht, daß ich damals in russische Dienste trat: ich habe doch so manches gesehen und erlebt, was mir heute noch lieb ist und ich konnte in den ersten Jahren nach meiner Rückkehr

den Leuten nicht genug erzählen, denn es ist mir auf meinen Hin- und Herzügen doch mancherlei passirt. So fallen mir eben noch drei Geschichten ein, die ich Ihnen erzählen will, wenn Sie sie noch hören wollen."

Auf meine Versicherung, wie lieb das mir sein würde und nach einer genommenen Erquickung fuhr der alte Bruckmann fort: „Es war kurz nach meinem Eintritte in des Kaisers Dienste und vor der Leipziger Schlacht, als ich mit meinen beiden Pferden durch ein Dorf ritt, weil der Kaiser mit andern Pferden gefahren war und ich nachkommen sollte. Alle Thore und Laden in den Bauergütern waren geschlossen, das Dorf war rein ausgestorben, nur bei einem Gute, es war vielleicht das größte im Dorfe, standen die Thore sperrangelweit auf, davor eine Menge Kosakenpferde und an den Zäunen lange Piken angelehnt, drinnen in der Stube aber war ein Mordgeschrei. Ich dachte mir gleich, was hier los sein möchte, sprang von meinem Sattelpferde, band meine Gäule an eine Zaunplanke und eilte hinein. Da waren wohl an die Zwanzig von unsern Gardekosaken, die spielten dem Bauer, den sie umringt hatten, jämmerlich mit; auf dem Tische stand eine große Branntweinflasche, doch war sie bereits geleert und die Kerls verlangten mehr karscholke und hieben auf den armen Gutsbesitzer los, der doch keinen Branntwein weiter im Hause hatte. Da fuhr ich unter die Gesellschaft los, brüllte mit fürchterlicher Stimme auf russisch: Auf! der Kaiser kommt! und hieb mit meiner Knute tüchtig drunter hinein. Da sie nun an meiner Livré sahen, daß ich zu des Kaisers Leuten gehörte, fuhren sie Alle wie besessen zur Stube hinaus, auf ihre Pferde und wie der Wind davon, so daß ich in wenigen Augenblicken noch ganz allein mit dem armen Besitzer des Gutes in der Stube stand. Dieser war hoch erfreut, so plötzlich von

diesen entsetzlichen Gästen befreit zu sein und seinen bereits tüchtig gebläuten Rücken in Sicherheit zu sehen, aber noch größer war seine Freude, als ich ihn deutsch anredete und auf sein Verwundern ihm sagte, daß ich sein Landsmann, ein Sachse, sei. Er wußte nun erst recht nicht, wie er seine Dankbarkeit ausdrücken sollte und holte endlich ganz oben von der Stubendecke aus einer heimlichen Spalte zwei Thaler hervor, die er dort versteckt hatte; diese wollte er mir aufdringen, doch ich nahm sie durchaus nicht an, versprach ihm aber, wenn ich wieder in die Gegend käme, ihn zu besuchen und eilte davon, damit ich noch zu rechter Zeit an meinem Platze wäre.

Ein zweiter Spaß begegnete mir in Basel. Dort wurde ich bei recht anständigen Bürgersleuten, bei einem Häfner, oder wie wir hier sprechen: einem Töpfer, der aber sein Geschäft im Großen betrieb, einquartiert und wohnte dort vier Tage. Nun hatte ich während meiner ganzen Dienstzeit bei den russischen Majestäten die Gewohnheit, mich ganz als Russen geltend zu machen und nur in außerordentlichen Fällen steckte ich meine deutsche Natur und Abkunft heraus. So geschah es auch hier; ich redete mit den Wirthsleuten die Zeit hindurch, während ich bei ihnen wohnte, nur russisch, was sie natürlich nicht verstanden und da ich that, als verstände ich ihr Deutsch nicht, meist nur durch Zeichen. Dies machte die Leute sicher, welche eine besondre Malice auf meinen guten Kaiser Alexander hatten und Abends, wo gewöhnlich noch mehrere anständige Männer zum Besuche hinkamen, da ging das Räsonniren auf den russischen Kaiser frank und frei auf's Schrecklichste los. So war das Ding drei Tage lang gegangen und da ich sah, daß es sonst gute Leute waren, die es mir sonst an nichts fehlen ließen, so hielt ich es doch endlich für meine Pflicht, sie zu warnen und vor-

sichtiger zu machen. Als sie darum am dritten Abende, es waren vielleicht fünf bis sechs Männer da, so wieder recht im Zuge waren, und mein guter Wirth war der schlimmste darunter, so stand ich in meiner Ecke, wo ich saß, auf, ging an ihren Tisch, stellte mich militärisch vor sie hin und sagte deutsch: „Meine Herren, wenn Sie auf meinen Kaiser oder sonst einen mächtigen Herrn, der noch dazu in Ihrer Stadt ist, räsonniren wollen, so machen Sie das hübsch allein und unter sich ab, es möchte Ihnen sonst einmal sehr schlecht bekommen!" Da fuhren die Männer alle vor Schrecken von ihren Stühlen auf, wunderten sich, daß ich so gut deutsch spräche, versicherten, sie hätten geglaubt, ich verstände es gar nicht und baten mich himmelhoch, sie nicht zu verrathen; am meisten aber war mein Wirth und seine Familie bestürzt und flehte auf's Beweglichste, ihn nicht unglücklich zu machen. Nun benutzte ich die Gelegenheit, den Herren recht tüchtig den Text zu lesen. „Ich bin ein Sachse," sagte ich, „und Sachsen sind keine Verräther, darum haben Sie von mir nichts zu befürchten, aber ich bitte Sie um Ihretwillen, sein Sie künftig vorsichtig, zumal Sie den Mann, den Sie so grimmig hassen, gar nicht zu kennen scheinen und er es am allerwenigsten verdient!" und nun hielt ich meinem guten Alexander eine Lobrede, daß die ganze Gesellschaft gerührt wurde. Man lobte meine Rechtlichkeit und bot mir Geld zum Geschenk an, ich schlug es aber rund ab, nur als die Töchter des Wirths, es waren zwei erwachsene hübsche Mädchen, sich erboten, mir meine Wäsche recht schnell in Stand zu setzen, so nahm ich das an; kurz, die Nacht und den Tag, wo ich noch dort im Quartiere lag, wußte man mir nicht genug Liebe und Aufmerksamkeit zu erweisen und als ich endlich fortging, wurde ich noch mit Schinken, Wein und andern Lebensmitteln auf's Reichlichste ver-

sorgt und mußte versprechen, wenn ich wieder einmal nach Basel käme, sie ja zu besuchen und nirgends anders als bei ihnen Quartier zu nehmen, denn ich wäre ein Ehrenmann, den sie nie vergessen würden, sie hätten nun auch eine ganz andre Meinung vom Kaiser Alexander, der gewiß ein guter Herr sein müsse, da er solche brave Dienstleute hätte, und was dergleichen Schnack mehr war. Denn ob das Alles wahr war, weiß ich nicht; durch Basel bin ich zwar später noch einmal gekommen, konnte aber mein Versprechen nicht lösen, weil wir kein Nachtquartier dort machten, sondern blos durchfuhren.

Das Dritte, was mir noch einfällt, ist eine Geschichte, wo es mir bald schlecht gegangen wäre, ich aber doch noch mit einem blauen Auge davon kam. Einen besondern Freund und Gönner hatte ich mir an des Kaisers Oberleibjäger, Peter Alexe, erworben und ich war oft mit ihm zusammen; es war auch ein prächtiger und gescheuter Mann und er stand ausgezeichnet gut beim Kaiser. Es war auf dem Kriegszuge nach Paris, mitten in Frankreich, als wir nach mehrtägigen tüchtigen Reisetouren in einer kleinen Stadt Nachtquartier machten, wo aber von den Gesinnungen der Leute dort gegen uns eben nicht viel Erfreuliches erzählt wurde. Darum wurden die kaiserlichen Equipagen alle in einer Reihe neben einander aufgefahren und die Gardekosaken bivaquirten in einer geschlossenen dichten Kette darum. Ich wollte eben mit meinen Pferden in das uns zum Quartiere angewiesene, nicht weit davon liegende große Haus reiten, als Peter Alexe auf mich zugeritten kam und mich dringend bat, ich möchte doch diese Nacht mit ihm in seinem Quartiere schlafen. Er sei in einem einsamen Gartenhause einlogirt und da man hier den Leuten nicht trauen dürfe, so wäre es doch besser, wir Zweie wären beisammen; für meine Pferde solle schon Sorge

getragen werden und morgen früh wären wir alle Beide zu rechter Zeit an unserm Platze. Ich wollte erst nicht recht dran, da es aber ein so guter Mann war und er mich gedauert hätte, wenn ihm etwas passirt wäre, so willigte ich endlich ein. Er rief nun sogleich einen Stallbedienten herbei, übergab ihm meine und sein eignes Pferd und befahl ihm, dieselben pünktlichst zu besorgen, wir aber suchten das ihm angewiesene Quartier auf, das allerdings etwas abgelegen, aber sonst gar nicht übel war. Kaum daß wir ein paar Bissen gegessen hatten, so legten wir uns, denn wir waren todtmüde, zusammen in das große breite Bette, das in einem Gartensaale stand und schliefen sogleich ein.

Meiner Meinung nach konnte ich kaum ein paar Minuten geschlafen haben, es war aber bereits früh um 2 Uhr, als ich durch heftige Schläge auf meinen Rücken und einige unsanfte Stöße in's Gesicht geweckt wurde und als ich erschrocken aufspringe, sehe ich als den Urheber dieser freundlichen Liebkosungen einen Offizier vor dem Bette stehen, der furchtbar tobt und flucht, mein Freund aber war bereits außer dem Bette und schon im Ankleiden begriffen. Plötzlich war in der Nacht die Nachricht gekommen, daß die Feinde ganz in der Nähe seien, der Kaiser hatte Befehl zum Aufbruch gegeben, ich war nirgends zu finden gewesen, so hatte man eiligst einem Stalldiener meine Pferde gegeben und Alles war bereits fort, nur den Offizier hatte der Kaiser mit einer Kibitke nach seinem Leibjäger abgeschickt, um diesen nachzuholen. Mir war nun nicht wohl zu Muthe; wie ein Wetter ging es in die Kleider, hinaus, wo der Wagen mit drei flüchtigen Pferden stand, ich stieg auf den Bock, Peter Alexe und der Offizier hinein und so ging es im Fluge dem Kaiser nach; demohngeachtet schien es den Herren im Wagen nicht schnell genug zu gehen und ich

bekam von dem Offizier noch manchen Stoß in den Rücken. Auf Feldwegen und über Steine ging es vorwärts, daß oft alle vier Räder in der Luft hingen und ich hatte noch dazu die Angst im Leibe, wie es mir ergehen werde. Ich hatte bis dahin, so lange ich in des Kaisers Dienste war, keine Strips mehr bekommen, dasmal aber, dachte ich, wird dein Rücken wohl blau werden und die andern Stallleute, die deshalb schon längst auf mich neidisch waren, werden sich recht freuen. Endlich bei Tagesanbruch erblickten wir die kaiserlichen Equipagen, die auch im scharfen Trabe vorwärts fuhren, mir aber kribbelte es schon auf dem Rücken; endlich holten wir sie ein und fanden sogleich bei den hintersten Equipagen das Pferd Peter Alexe's angehangen. Dieser bestieg es sofort, ich aber mußte mit dem Offizier bei dem ganzen Wagenzuge vorbei bis vorn an die Spitze, jeder aber der Vorreiter und Kutscher, bei denen wir vorbeirasselten, rief mir höhnisch als Gruß zu: Gottlieb! Strips! Nun mußte ich vornweg fahren, bis das erste Mal Halt gemacht wurde, da sah ich beim Absteigen meinen Peter Alexe beim Stallmeister stehen, ich warf meinem Freunde einen bittenden Blick zu und mußte auch sogleich vor meinen Vorgesetzten hin. Schon fühlte ich die Knute auf meinem Rücken, doch Peter Alexe lachte über meinen krummen Buckel und der Stallmeister fuhr mich nur tüchtig an und sagte mir, daß ich's diesmal nur dem Herrn Peter Alexe und weil ich sonst ein ordentlicher Kerl sei, verdanke, daß ich so durchkäme, wenn's aber wieder vorfiele, wolle er mich zu Tode knuten lassen. Ich dankte für die gnädige Strafe, ging zu meinen Pferden und nahm mir's auf's Heiligste vor, nie wieder eines Herren Schlafgeselle zu werden. — Nun aber, lieber Herr Pastor," schloß mein alter Bruckmann, „werden Sie meine Erzählungen wohl satt haben,

es ist über den Geschichten auch schon spät Abend geworden und ich möchte wohl nach Hause. Fällt mir wieder einmal etwas ein, denn es wird einem nach und nach die Memorie schwach, und es ist schon lange her, so will ich es Ihnen nacherzählen."

Ich dankte dem alten heitern Manne recht herzlich, nahm sein Anerbieten an und will, wenn er mir wirklich noch mehr Interessantes von seinen kaiserlichen Fahrten zu erzählen weiß, zu anderer Zeit es den lieben Lesern nicht vorenthalten.

IX.

Der Spuk auf dem Kirchboden,

oder:

Wer den Stein in die Höhe wirft, dem fällt er auf den Kopf.

Wer nur einigermaßen die Bildungsstufe unsers Landvolks kennt oder selbst auch nur kurze Zeit auf dem Lande gelebt hat und mit dessen Bewohnern umgegangen und in nähern Verkehr getreten ist, wird sich von der traurigen Wahrheit überzeugt haben, wie mächtig noch der Aberglaube gerade hier wurzelt und der ächte, lebendige Glaube an den allein waltenden und Alles regierenden Gott durch Tagewählerei, zauberische Mittel, abergläubische Gebräuche und Spukgeschichten so oft in den Hintergrund und in offnen Widerspruch tritt. Man verbrennt zwar nicht mehr Hexen, glaubt aber noch an Hexereien, man betet zwar zu Gott, fürchtet aber noch die Einflüsse böser Geister im Hauswesen und in der

Landwirthschaft; kein Brautpaar läßt sich trauen, wenn ein offnes Grab auf dem Kirchhofe zur Aufnahme eines Todten bereit steht; kein Einzug in eine neue Wirthschaft, selbst kein Anzug eines Dienstboten findet an einem Freitage statt; Warzen, Rose, Blutungen werden versprochen; Afterärzte, Scharfrichter, Schäfer und alte Weiber haben eine zahlreiche Kundschaft; graue Männchen und wunderbare Erscheinungen werden gesehen, und es gibt Orte in Häusern, in Feld und Wald, die man sorgfältig Abends vermeidet, weil es dort spukt oder scheucht und jede Gegend, ja jeder Ort hat hierin seinen besondern Aberglauben.

Hier bietet sich dem christlichen Prediger, dem treuen Seelsorger ein weites, aber zugleich auch ein hartes Arbeitsfeld dar, denn die von Geschlecht zu Geschlecht forterbenden Gebräuche, das Leben in solchen abergläubischen Sitten von Jugend an, der im menschlichen Gemüthe tief wurzelnde Hang zu allem Wunderbaren und Ungewöhnlichen, Erfahrungen und Erscheinungen, die sich die Meisten in diesem Fache selbst gemacht zu haben rühmen, setzen auch den unermüdlichsten Bestrebungen, hier Licht und Aufklärung zu verbreiten und vom Aberglauben zum furchtlosen, vertrauensvollen Christenglauben zu führen, unüberwindliche Hindernisse entgegen. Enttäuschungen vor sichtlichen Augen und handgreifliche Enthüllungen des Unsinns, des oft gespielten Betrugs und der erhitzten und geängsteten Einbildungskraft sind oft noch die besten Mittel, auf einige Zeit und auf verständigere Gemüther hier zu wirken und eine Begebenheit, die sich in dieser Beziehung in meiner Nachbarschaft begab und zu ihrer Zeit viel Aufsehen, Reden, Furcht und zuletzt Beschämung verursachte, möge als Beleg hierzu dienen.

In Kirchheim, einem meiner nächsten Nachbardörfer, lebte ein Schullehrer, welcher, weil er kinderlos war,

seit einigen Jahren ein Mädchen aus seiner Verwandtschaft zu sich genommen hatte und als sein eignes Kind erzog, dabei aber auch noch, weil seine Stelle einträglich und mit einiger Feldwirthschaft versehen war, eine Magd hielt; jene war ein muthwilliges, zu Neckereien und losen Streichen aufgelegtes Wesen, diese ein einfältiges und geistig beschränktes Geschöpf, in deren Kopf aber dafür aller jener abergläubische Unsinn reich spukte und die darum höchst furchtsam und leicht erschreckbar war. Sie würde darum gewiß nicht in ein Haus gezogen sein, das so unmittelbar an den Gottesacker anstieß und wo so manche Dienstverrichtungen sie in die leere Kirche führten, wenn nicht ihre Aeltern darauf bestanden hätten, daß sie den übrigens so guten Dienst bei den braven Schulmeistersleuten annehmen mußte.

Zu den Verrichtungen, die ihr nun abwechselnd mit der 13jährigen Pflegetochter Karoline oblagen, gehörte auch das tägliche Feierabendläuten, was auf dem dunkeln Kirchboden vollzogen werden mußte, und da dort oben noch eine Menge alter hölzerner, meist verstümmelter Heiligenstatüen aus der vorreformatorischen Zeit standen, der Weg auch bei der Kammer vorbeiführte, in welcher die Todtenbahren und Leichentücher aufbewahrt wurden, überdies das einfache Picken des großen Perpendickels an der Kirchenuhr die sonst lautlose Stille des schauerlichen Ortes noch unheimlicher machte, so war jenes Läuten in der abendlichen Dämmerung für sie jederzeit ein Geschäft, das sie nur ungern und unter großer Furcht und Bangigkeit verrichtete. Diese Furchtsamkeit wurde noch vermehrt, als ihr eines Abends, an welchem Karoline das Läuten besorgt hatte, diese erzählte, sie werde nicht wieder allein Abends auf den Kirchboden gehen, denn es müsse dort oben nicht geheuer sein: es habe, während sie geläutet und beim Heruntergehen vom Bo-

den, mit Steinen geworfen, ja es sei ihr ein Stein sogar an's Bein geflogen, jedoch möge sie weder den Aeltern noch sonst Jemand etwas davon sagen.

Diese grauenvolle Mittheilung Karolinens machte dem armen Dienstmädchen eine schlaflose Nacht, denn sie fürchtete sich bereits jetzt in ihrer sichern Kammer, geschweige denn morgen Abend, wo die Reihe des Abendläutens an ihr war. Der ganze nächste Tag verging ihr unter bangem Zagen und als der gefürchtete Augenblick am Abend kam, bat sie Karolinen himmelhoch und unter tausend Versprechungen, für sie das Angstgeschäft zu übernehmen. Doch diese war unerbittlich und nur nach den flehendsten Bitten, sie wenigstens zu begleiten, willigte diese ein. So gingen denn die Beiden gemeinschaftlich zur Kirche. Schon das Knarren des Schlüssels im alten Kirchthürschlosse und der rostigen Thürangeln machte der geängsteten Magd Herzklopfen; zagend stieg sie die Treppen zum Thurme hinauf, oben auf dem Kirchboden angelangt, hielt sie sich ängstlich an Karolinen, die vornweg gehen mußte, an und begann unter Zittern und Zagen das Abendläuten. So weit war Alles gut gegangen, als ihr eben, da sie die Glocke in Ruhe setzen wollte, ein Stein an den Rock flog. Mit einem entsetzlichen Angstschrei ließ sie den Glockenstrang fahren, tappte, so schnell sie konnte, über den dunkeln Kirchboden der Treppe zu und deutlich hörte sie während dem neben sich und hinter sich Steine niederfallen, auch Karoline, die ihr nachstolperte, rief mit Herzensangst: Ach Gott! es wirft, es wirft! eben hat mich wieder ein Stein auf den Rücken getroffen!

Wie im Fluge stürzten Beide die Treppen hinunter und mehr todt als lebendig kam die Magd unten an, Karoline bald nach ihr. Sie eilte sogleich zu ihrem Dienstherrn, erzählte mit Schrecken und Angst dem ver-

wunderten Schulmeister die entsetzliche Begebenheit und versicherte, daß keine Macht der Erde sie wieder auf den Kirchboden bringen würde und es ihr am liebsten wäre, wenn sie so bald als möglich abziehen dürfe, denn hier werde sie vor Furcht sterben. Der Schullehrer war wie aus den Wolken gefallen, schalt sie tüchtig wegen ihrer Furchtsamkeit aus, ward aber doch bedenklich, als Karoline, auf deren Zeugniß sich die Magd berief, die Thatsache bestätigte. Er ging demnach zu einem Nachbar und bat diesen, ihn auf den Thurm zu begleiten, um die Sache, die er ihm erzählte, zu untersuchen. Dieser bezeugte gerade keine große Neigung zu dieser Expedition, schämte sich aber doch, furchtsam zu erscheinen und versprach endlich, mit auf den Kirchboden zu gehen. Man zündete demnach zwei Laternen an und unternahm den verhängnißvollen Gang, Karoline aber mußte sie begleiten, um den Ort zu zeigen, von woher die Steine gekommen waren und wo sie von denselben getroffen worden sei. Auf dem Kirchboden angelangt, durchgingen die Männer denselben nach allen Richtungen, leuchteten in alle Winkel, nichts war zu sehen, nichts regte sich, nichts beunruhigte sie, auf dem Boden aber lagen eine Menge Stücke von zerbrochenen Ziegeln, womit das Kirchdach gedeckt war. So trat man den Rückweg an, der Nachbar mit seiner Laterne machte den Vortrab, dann kam der Schulmeister, Karoline deckte den Rückzug, doch kaum war man einige Schritte der Treppe zu gegangen, als einige Steine geflogen kamen, der eine unmittelbar neben der Laterne des Nachbars vorbei; Karoline erhob hinten ein Zetergeschrei, der Mann ließ vor Schrecken seine Laterne fallen, die sogleich verlöschte, und stolperte in eiliger Flucht der Treppe zu, Karoline ihm nach, der Schulmeister, welchem es beinahe selbst unheimlich ward, wollte allein auch nicht weiter oben

bleiben und die Sache untersuchen und so waren alle Dreie schneller wieder unten als sie hinauf gekommen waren.

Der erschrockene Nachbar geberdete sich nun wie vorher die Magd, schwur Stein und Bein: da oben sei es nicht richtig, berief sich auf eine Geschichte, die ihm schon sein Großvater erzählt habe, dem als Knaben beim Aufziehen der Kirchenuhr ein Männchen erschienen sei und versicherte, er habe, als die Steine geflogen gekommen wären, ganz deutlich hinten aus einem Winkel her etwas lachen hören und ihn bringe keine Macht der Erde wieder dort oben hinauf. Auch dem Schulmeister wurde die Sache doch bedenklich, so wenig er auch an eine Spukerei glaubte und es lag ihm ernstlich daran, dem Dinge auf den Grund zu kommen. Zum Unglück war der Geistliche verreist, an den er sich würde zuerst gewendet haben, und so eilte er zu seinem Gevatter, dem Ortsrichter, erzählte diesem den Vorfall und bat ihn, Vorkehrungen zu treffen, daß noch diesen Abend der Glockenboden und Thurm genau untersucht und die Ursache jener Erscheinung entdeckt werde.

Diesem, einem verständigen Manne, ging sogleich seiner Meinung nach ein Licht über die Sache auf, indem am Morgen desselben Tages aus dem Gerichtsgefängnisse eines Nachbardorfes ein übelberüchtigter Mensch, in der ganzen Gegend unter dem Namen des langen Heinrich bekannt, entsprungen war; jedenfalls habe dieser sich in die Kirche eingeschlichen und oben auf dem Kirchboden versteckt und um länger dort sicher zu sein, werde von ihm die Spukerei angerichtet. Darum wurden von dem Richter sogleich die entschiedensten Maßregeln ergriffen. Mit funfzehn bis zwanzig von ihm aufgebotenen Männern besetzte er von außen ringsum die Kirche und begab sich selbst mit dem Schulmeister und fünf bis sechs beherzten Leuten, sämmtlich

mit Laternen und Stöcken versehen und von etlichen Hunden begleitet, hinauf an den Ort des Schreckens. Da die Decke der Kirche von unten mit Bretern beschlagen und der Boden oben gedielt war, so konnte der eingeschlichene Dieb sich leicht durch ein lockeres Bret in diesem hohlen Raume versteckt haben, darum riß man an verschiedenen Stellen den Fußboden auf, ließ die Hunde hineinkriechen und dieses unterirdische Revier durchstöbern, doch kein einziger gab durch Bellen ein Anzeichen von einem dort befindlichen lebendigen Wesen; man untersuchte nun jeden Winkel des ganzen weiten Bodens, es war nichts zu sehen; man stieg nun weiter hinauf, beleuchtete das ganze Gebälke des Thurmes, alles war leer, und als man bis zur letzten gangbaren Spitze unter dem Knopfe angelangt war und sich durchaus nichts hatte sehen und hören lassen, trat man den Rückzug an. Auch dieser ging in aller Ordnung und ungestört vor sich, kein Stein wurde geworfen, kein Lachen wurde gehört, aller Spuk war verschwunden.

In großer Spannung und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, hatten die unten Wache stehenden Männer, so wie das sich unterdessen zahlreich eingefundene Dorfpublikum auf die Herunterkommenden gewartet und es hatten sich da bereits in Bezug auf das Ereigniß zwei Partheien. gebildet, von denen die eine schon im Geiste das Untersuchungsheer in wilder Flucht vor dem oben spukenden Geiste herabstürzen sah und sich auf einige gebrochene Arme und Beine und gebläute Rücken gefaßt machte, während die andere verständigere Parthei, zumal da die Untersuchenden so geraume Zeit oben blieben und so lange auf sich warten ließen, den gebundenen Geist in der Gestalt des langen Heinrich herabbringen sah. Man war deshalb förmlich verstimmt, als die Erwartungen beider Theile nicht in Erfüllung

gingen, sondern unversehrt, aber auch unbegleitet die Männer wieder eben so herabkamen, wie sie hinaufgestiegen waren und als man sie mit Fragen der Neugierde von allen Seiten bestürmte, nur versichern konnten, es habe sich oben auch keine Maus gerührt. Auch der Richter war mit dem Ergebnisse seiner Untersuchung nicht zufrieden, sondern gelobte sich, nicht zu ruhen, bis er der Steinwerferei auf den Grund gekommen sei, sie möge nun herrühren, woher sie wolle, denn daß eine solche wirklich stattgefunden habe, dafür gab ihm die Aussage des Schulmeisters Bürgschaft.

Unterdessen war es völlig Nacht geworden und man mußte darum von einer nochmaligen Untersuchung für jetzt absehen, diese aber sollte mit dem nächsten Morgen vorgenommen werden. Der weibliche und jugendliche Theil der versammelten Menge verlief sich demnach und zog sich in seine Häuser zurück, doch soll unterwegs von muthwilligen Burschen manche Neckerei ausgeführt worden sein, welche die Furchtsamkeit der Heimkehrenden benutzten, um auf eigne Faust auch etwas Spukerei zu treiben. Aus den anwesenden Männern aber bildete der Richter eine Wache, welche abwechselnd die ganze Nacht hindurch die Kirche besetzt hielten, so daß eben so vor der wohl verschlossenen Kirchthüre wie vor jedem Fenster zwei Mann als Schildwache postirt waren, die Schulstube wurde zur Wachstube eingerichtet und theils zur Ermuthigung, theils zur Abhaltung des Schlafes ein halbes Tönnchen Bier und einige Kannen Branntwein herbeigeschafft, der Richter aber ging ab und zu und visitirte zuweilen die ausgestellten Wachtposten. So kam bald die Mitternachtsstunde herbei, es hatte aber die Kirchenuhr noch nicht den zwölften Schlag vollbracht, als sechs der muthigen Wächter, welche die dem Schulhause zugekehrte Seite der Kirche zu decken hatten,

allzumal etwas verstört und ziemlich eilig zur Schulstube hineintraten und der eben dort im besten Zuge mit Erzählungen von ähnlichen erlebten und nicht selbst erlebten Gespenster- und Spukgeschichten beschäftigten Mannschaft mittheilten, wie sie sämmtlich, so wie der Hammer zum ersten Schlage der zwölften Stunde sich ausgehoben habe, mit Steinen bombardirt worden seien, ob diese aber von oben herab oder von der Seite gekommen, hätten sie wegen der dicken Finsterniß, die draußen sei, nicht wegbekommen können, doch sei einer davon in ein Kirchenfenster geflogen, wie sie an dem Klirren der Fensterscheibe gehört hätten.

Der Schrecken ob dieser neuen Wendung der Spukgeschichte war allgemein, es gab bedenkliche Gesichter und mancher Bierkrug blieb an der Hand, die ihn eben zu einem tüchtigen Schlucke angefaßt hatte, wie angewachsen. Als man sich vom ersten Schrecken erholt hatte, beschloß man in Masse dem unsichtbaren Feinde zu Leibe zu gehen und nachdem sämmtliche Laternen angezündet waren, begab man sich, die Muthigsten an der Spitze, hinaus auf den Kirchhof und an die Kirche; indessen dort war Alles ruhig, die Kirchthür fand man wohlverschlossen, die Wächter auf der andern Seite der Kirche hatten nichts gehört und waren unversehrt geblieben, das zerbrochne Kirchenfenster aber gab wenigstens Zeugniß, daß die entflohene Wache nicht Unwahrheit geredet oder sich getäuscht habe.

Der Muth der wachthabenden Mannschaft wurde durch diese neue Spukerei aber nicht erhöht und konnte nur durch Verdoppelung der Posten auf der angegriffenen Seite in Gang erhalten werden, dem Richter aber wurde es dadurch zur Gewißheit, daß von dem langen Heinrich oder sonst einem innerhalb der Kirche befindlichen Wesen nicht mehr die Rede sein könne, sondern

der Urheber des Spuks in diesem Augenblicke nothwendigerweise außerhalb derselben zu suchen sein müsse. Indem er diesen Gedanken weiter verfolgte, stieg ein Verdacht in seiner Seele auf, den er jedoch klugerweise nicht laut werden ließ, wohl aber beschloß er, seine besondre Aufmerksamkeit der Verfolgung dieser Spur zuzuwenden. Er ließ deshalb zwar, als der Morgen angebrochen und mit dem hellen Tageslichte auch der Muth wieder in die Herzen der Wachmannschaft zurückgekehrt war, zumal sich während des übrigen Theiles der Nacht nichts besonderes wieder ereignet hatte, noch einmal das Innere der Kirche von unten bis oben vollständig untersuchen, legte jedoch wenig Werth darauf und fand nur eine Bestätigung seiner Vermuthung darin, als auch diese zweite großartige Untersuchung ohne irgend ein Ergebniß blieb. Die Wächter der Nacht wurden deshalb von ihm entlassen und ärgerlich über die eingebüßte Nachtruhe und den gehabten neuen Schrecken, ohne wenigstens das Gespenst gesehen zu haben, begaben sich die Leute zur Ruhe, der Richter aber beruhigte sie mit der Zusage, daß er weitere Untersuchungen noch anstellen würde, vielleicht daß er mit dem Geiste allein besser fertig werde, seinen Gevatter Schulmeister jedoch, den die Sache natürlich ungemein beunruhigte und der deshalb auch die Nachtwache treulich getheilt hatte, bat er, die Kirche bis zum Mittagsläuten von Niemanden betreten zu lassen, sondern fest zu verschließen und den Schlüssel in eigne Verwahrung zu nehmen, zur Läutstunde werde er wieder kommen und sie Beide wollten das Geschäft des Läutens alsdann allein und selbst besorgen.

Der Schulmeister war damit vollkommen einverstanden, befolgte pünktlich das Verabredete und ließ, so viel auch den Tag über sich Neugierige aus der Nähe und Ferne auf dem Kirchhofe einstellten, Niemanden die

Kirche betreten, so daß man sich mit dem Angaffen derselben und namentlich des vom Geiste eingeworfenen Fensters begnügen mußte. Auch als der Schulmeister und der Richter, welcher letztere pünktlich zur Mittagsstunde erschien, auf den Kirchboden gingen, schlossen diese die Kirchthüre hinter sich zu. Beide Männer verrichteten gänzlich ungestört das Läuten, besahen sich nochmals jeden Winkel genau, gingen dann herunter in die Kirche und fanden nicht fern von dem zerbrochenen Fenster auf den Steinplatten des Fußbodens den Stein liegen, wodurch dasselbe um Mitternacht eingeworfen worden war und überzeugten sich, daß es ein Ziegelstückchen war, wie deren oben auf dem Kirchboden in Menge lagen und womit der Geist auch gestern die Abendläutenden und dann den Nachbar des Schulmeisters geworfen hatte. Auch dieser Umstand war dem Richter ein neues Zeugniß, daß er jetzt dem Steine werfenden Geiste auf der richtigen Spur sei, doch schwieg er hierüber selbst gegen seinen Freund und Gevatter, steckte aber den Stein in seine Tasche, und versprach, auch zum Abendläuten wieder zu kommen und dasselbe besorgen zu helfen. Froh zwar über das rechte Licht, welches ihm nun in dieser höchst unangenehmen Sache aufgegangen war und ein baldiges Ende der Spukerei versprach, und doch auch unangenehm berührt, daß der Faden seiner Spur in das Haus seines von ihm geachteten Freundes und Gevatters, des würdigen Schulmeisters, hineinlief, ging der wackre Richter nach Hause und war deshalb doppelt erfreut, als er im Laufe des Nachmittags vernahm, daß der Pastor so eben von seiner Reise zurückgekehrt sei. Er eilte sogleich zu diesem, dem zu seinem großen Erstaunen die Wundermähr von den Ereignissen in seiner Kirche schon entgegengebracht worden war, erzählte ihm den ganzen Hergang der Sache auf's Ausführlichste und

theilte ihm auch offen, jedoch mit der Bitte um Verschwiegenheit, seinen Verdacht und Plan mit, den er zur weitern Verfolgung dieser Spur auszuführen gedachte. Der Geistliche war gänzlich mit ihm einverstanden und sie verständigten sich nur noch über den einzuschlagenden Weg im Falle der Verdacht zur zweifellosen Gewißheit werde.

Unmittelbar von hier begab sich der Richter nun zum Schulmeister, sagte diesem, daß er abgehalten sei, seinem Versprechen beim heutigen Abendläuten zugegen zu sein, nachkommen zu können und bat ihn dringend, da das Läuten doch künftig wieder von ihm oder von einem seiner Leute vollzogen werden müßte, in der letzten Zeit ja auch Alles in der Kirche ruhig gewesen sei, diesen Abend dasselbe von der Magd und seiner Pflegetochter Karolinen zur Probe wieder besorgen zu lassen, sie jedoch, um ihnen Muth zu machen, diesmal noch selbst auf den Kirchboden zu begleiten. Der Schulmeister gab ihm vollkommen Recht, meinte jedoch, den ersten Versuch durch die Mädchen lieber morgen beim Mittagsläuten machen zu wollen, weil es da doch für dieselben weniger furchtsam sei und man doch erst noch das heutige Abendläuten abwarten müsse, ob die Neckerei von gestern Abend sich wiederhole, dagegen wolle er selbst mit einem sichern und furchtlosen Manne dies Geschäft heute Abend besorgen.

Dagegen ließ sich allerdings nichts sagen, obgleich es die beabsichtigte Ausführung des Planes noch etwas hinausschob. Als die Zeit des Abendläutens herannahte, versammelte sich eine große Menge Menschen auf dem Kirchhofe, begierig, zu sehen, ob der Geist sein Wesen heute wieder treiben würde, und die Spannung war groß, als endlich der Schulmeister mit seinem Begleiter hinaufging, sich jedoch jede weitere Begleitung verbat

und die Kirchthüre unmittelbar hinter sich zuschloß. Man bewunderte den Muth der beiden Männer und lauschte erwartungsvoll auf die ersten Töne der Abendglocke. Man brauchte auch hierauf nicht lange zu warten, hell und voll, von kräftiger Männerhand in Bewegung gesetzt, erklang die Glocke und länger als gewöhnlich ließ diesmal der Schulmeister den Ruf zum Feierabend durch den metallnen Mund erschallen, der harrenden Menge zugleich zum Zeichen, daß ungestörte Ruhe bei ihnen stattfinde. Ungeneckt vom Geiste verrichteten sie ihr Geschäft, ungehindert stiegen sie herunter, traten aus der Kirche, verkündeten den Leuten, daß sie nicht das geringste Ungewöhnliche bemerkt hätten und der Schulmeister machte seinem gepreßten Herzen Luft, indem er eine eben so kräftige Rede gegen den Glauben an Spukerei und Gespenster hielt, als auch offen es aussprach, daß die ganze Beunruhigung gewiß nur das Werk eines bösen Buben sei, der hier durch eine Neckerei, die ihm gewiß noch übel bekommen werde, ihn und die Gemeinde in Allarm habe versetzen wollen und er wünsche nur, daß ihm der vermeintliche Geist nicht noch in die Hände falle, denn es solle ihm dann sein Fleisch und Bein tüchtig fühlbar werden. Diese Rede verfehlte auch ihres Eindruckes nicht, zumal der ebenfalls unterdessen hinzugetretene Geistliche die Worte seines Schulmeisters bekräftigte; die Meisten gingen eines Bessern überzeugt nach Hause und nur Wenige hatten ihren Geisterglauben zu lieb, um ihn so ohne Weiteres fahren zu lassen.

Am andern Vormittage ließ der Richter noch einmal den Schulmeister an das Verabredete in Bezug auf das Mittagsläuten erinnern, er selbst aber begab sich eine halbe Stunde zuvor zum Pastor und erbat sich von diesem den Schlüssel zur Sacristei. Diese lag auf der der

Schule entgegengesetzten Seite und hatte einen Eingang vom Kirchhofe herein, so wie natürlich auch eine Thüre in das Innere der Kirche, von der Kirche aus aber konnte man durch die stets offne innere Kirchthüre auf den Kirchboden gelangen. Auf diesem Wege nun stieg, von Niemandem gesehen, der unerschrockne Mann hinauf auf den Schauplatz der Spukerei und suchte sich in der Nähe der herabführenden Treppe ein dunkles Winkelchen zum sichern Versteck aus, von wo aus er auch nach kurzer Zeit, nachdem sich seine Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, den ganzen Boden deutlich übersehen konnte.

Jetzt schlug die Uhr die zwölfte Mittagsstunde und sofort hörte er unten die äußere Kirchthüre öffnen und den Schulmeister mit Karolinen und der Magd die Treppen heraufkommen; nicht weit von ihm gingen sie vorüber, die Mädchen zogen den Glockenstrang, der Schulmeister stand dabei und hielt Wache. Endlich wurde die Glocke in Ruhe gesetzt und in derselben Ordnung wie an jenem verhängnißvollen Geisterabende ward der Rückzug angetreten, der Schulmeister voran, die Magd in der Mitte, Karoline zuletzt. Kaum aber ging es so vorwärts, als Karoline sich bückte, schnell einige Ziegelstücke vom Boden aufhob und nach der vor ihr hergehenden Magd zu werfen begann. Eben wollte diese ihr Angstgeschrei erheben, als der Richter hervortrat, Karolinen ergriff und ihre Hand, die eben im Begriff war, ein neues Ziegelstückchen abzusenden, zudrückte.

Vor Schrecken sank das Mädchen in die Kniee, der Richter aber rief mit triumphirender Stimme: Herr Gevatter, ich habe den Geist! Die Magd, voll Entsetzen über diese neue Erscheinung, war halbtodt und auch der Schulmeister nicht wenig erschrocken über die unerwartete Stimme, die er aber alsobald als die des Richters er-

kannte; er drehte sich um, aber noch größer war sein Erschrecken, als er in seiner Pflegetochter den Spukgeist entdeckt sah. In flüchtigen Worten erzählte ihm der Richter, warum sein Verdacht auf Karolinen gefallen und auf welchem Wege er nun zur Gewißheit gekommen sei; Karoline aber lag vor den Männern auf den Knieen, gestand Alles, daß sie zuerst, nur um die Magd, welche so furchtsam gewesen sei, zu necken, diese geworfen, dann ihr Spiel aus Muthwillen mit dem Nachbar fortgesetzt habe, daß sie um Mitternacht von ihrer Kammer aus auf die wachthaltenden Bauern geworfen, weil sie sich auch an deren Angst und Furcht ergötzt und bei dem Allen gehofft habe, daß vielleicht dadurch ihr Pflegevater und folglich auch sie selbst des lästigen und unangenehmen Geschäftes des Mittag- und Abendläutens für immer werde enthoben werden; dabei bat sie unter tausend Thränen, ihr doch diesen muthwilligen Streich zu vergeben und wenn sie bestraft werden solle, möge der Richter nur ihren Pflegevater nicht unglücklich machen, der ganz unschuldig sei und gegen den sie so undankbar und schlecht gehandelt habe.

Nicht weniger als Karolinens Lage war aber auch die des braven Schulmeisters wahrhaft trostlos. Dem armen Manne brachen helle Thränen aus den Augen und er konnte erst vor heftiger Gemüthsbewegung kein Wort hervorbringen. So war aus seinem eignen Hause das Unheil ausgegangen, so traf seine gestern Abend auf dem Kirchhofe gehaltene Strafpredigt ein Glied seiner Familie und die Urheberin aller der Unruhe, in welche er und eine ganze Gemeinde so anhaltend versetzt worden war, stand in einem Kinde vor ihm, welchem er nur Liebes und Gutes erwiesen hatte. „Unglückseliges Mädchen, was hast du gethan! Karoline, das konntest du mir thun?“

Das war Alles, was er hervorbringen konnte. Dem wackern Richter rührte des Schulmeisters Schmerz tief und vermehrte nur noch seinen Ingrimm gegen das leichtfertige Mädchen, deren That, obwohl aus Muthwillen entsprungen, doch durch die Beharrlichkeit und Frechheit, mit der sie ihr Spiel fortgeführt hatte und noch eben in der Fortsetzung desselben begriffen gewesen war, nicht blos grenzenlosen Leichtsinn, sondern auch ein schlechtes Herz zu Tage legte. Er machte daher seinem gerechten Unwillen auf ziemlich unsanfte Weise gegen Karolinen Luft, gedachte aber endlich seiner mit dem Pastor deshalb bereits getroffenen Verabredung, gebot dem noch wie eine Bildsäule stumm und starr dastehenden Dienstmädchen bei Kopfabhacken das tiefste Stillschweigen über Alles, was sie jetzt gesehen und gehört habe, bat seinen Gevatter, sich vor der Hand zu beruhigen und bei dieser bösen Geschichte, an der er ja vollkommen unschuldig sei, ganz auf ihn zu rechnen und schlug zuletzt vor, jetzt hier oben abzubrechen und unten in der Wohnstube des Schulmeisters die Sache weiter zu besprechen.

Dort fand man bereits den Geistlichen, welcher ja um den Plan des Richters wußte und von dessen Erfolg Kenntniß nehmen wollte. Es ging ihm ein Stich durch's Herz, als er Karolinen unter Thränen an der Hand des Richters und den Schulmeister ziemlich verstört aus der Kirchthüre treten sah, denn er erkannte hieraus, daß des Richters Verdacht gegründet gewesen und seine List ihm gelungen sei und alle unangenehme Folgen, welche für seinen Schulmeister daraus erwachsen mußten, standen vor seiner Seele, er aber liebte und achtete denselben aufrichtig.

In dem Gerichte, das nun über Karolinen gehalten wurde, und bei der Berathung über die bestmöglichste

Ausgleichung der bösen Sache war nun freilich die erste Bedingung, zur Schonung des unschuldigen Schulmeisters so lange als möglich die stattgefundene Enthüllung des Spukes zu verschweigen; man mußte deshalb auch von einer augenblicklichen Entfernung Karolinens aus dem Schulhause, welche ihr tiefgekränkter Pflegevater unwiderruflich beschlossen hatte, absehen, doch erfolgte dieselbe ein Vierteljahr darauf, trotz dem, daß das Mädchen es nicht an Bitten, Thränen und Versprechungen fehlen ließ. Den gehabten Aufwand für Bewirthung der wachthabenden Mannschaft in der Spuknacht ersetzte der Schulmeister seinem Gevatter, welcher bei der nächsten Gemeindeversammlung den Leuten begreiflich zu machen suchte, daß die Steinwerferei auf dem Kirchboden jedenfalls nur von der schlechten Beschaffenheit ihres Kirchdaches herrühren könne, von welchem, wenn nur einigermaßen ein heftiger Wind sich erhöbe, die morschen Ziegel in zerbröckelten Stücken auf den Boden nach inwendig und auf den Kirchhof herunter nach außen herabfielen. Er rathe daher, was schon längst nöthig sei, die Kirche neu decken zu lassen und zwar nicht wieder mit Ziegeln, sondern wie es eines Gotteshauses würdig und für die Dauer auch zweckmäßiger sei, mit Schiefer.

Es wollte zwar der Vorschlag, weil er Geldbeiträge in Aussicht stellte, einigen kargen Gemüthern nicht recht gefallen, als aber der Jahrestag der Spukgeschichte wieder in's Land kam, prangte doch die noch einige Zeit im Verrufe der Geisterspukerei stehende Kirche mit einem neuen schönen, schwarz-blauen Schieferdache und mehrere Fenster auf demselben, so daß der Kirchboden nun hell und freundlich war und kein Spukgeist mehr sein Wesen dort treiben konnte, auch von da an Niemand, der die Glocke des Feierabends läutete, mehr beunruhigt wurde. Da nun überdies die Magd trotz des strengsten Gebotes

des Schweigens und eines deshalb noch erhaltenen Geschenkes ihres Dienstherrrn doch nicht ganz reinen Mund gehalten hatte und man hier und da später, wenn die Rede auf die Spukgeschichte kam, etwas von der frühern Schulkaroline munkelte, so erzählte, nachdem bereits mehremale Gras über der Sache gewachsen war, bei einem Gemeindebiere der Richter den Versammelten den wahren Verlauf der Sache, jedoch in so scherzhafter Weise, daß dadurch nur die allgemeine Heiterkeit erhöht und weniger Unwille gegen den ohnedies dabei unschuldigen Schullehrer als vielmehr Theilnahme für denselben hervorgerufen wurde. Den braven und klugen Richter aber lohnte das erhöhte Vertrauen seiner Gemeinde und die lebenslängliche Dankbarkeit des Schulmeisters.

IX.

Die Inspirirten,

oder:

Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind!

Es bereitet einem treuen Diener unsrer theuern evangelisch-lutherischen Kirche den tiefsten Seelenschmerz, die Verwüstungen zu sehen, welche die Feinde Christi und seines göttlichen Wortes in seinem Reiche anrichten und mit welcher Macht der Unglaube und der gänzliche Abfall von Gott so viele durch Christum theuer erkaufte Seelen ergreift, so daß es nicht zu verwundern ist, daß die sittliche Versunkenheit unsrer Zeit mit so schnellen Schritten vorwärts geht. Nicht nur in den Städten steht der religiöse Indifferentismus und das Lossagen von allem Göttlichen und Höheren in voller Blüthe, auch auf dem Lande fehlt es in keiner Gemeinde an

Unglücklichen, welche am Glauben Schiffbruch gelitten haben und darum auch dem kirchlichen Leben sich immer mehr entfremden. Und dennoch sind diese noch nicht als verloren anzusehen. Durch herbe Schicksalsschläge, durch die schwere Schule des Lebens, durch den Stachel ihres Gewissens, durch die unbefriedigende Leere ihres Innern, durch den Herüberklang aus der frühern, bessern Zeit ihres Glaubenslebens, unterstützt Gottes heiliger Geist bei Solchen gar oft die treuen Bemühungen des Seelenhirten, welcher den Verirrten nachgeht und es hat hier gewiß ein jeder gläubige Diener des Evangelii schon freudige und erhebende Erfahrungen gemacht, denn es ist leichter, daß die Zöllner und Sünder sich zu Gott bekehren als die geistig Hochmüthigen und Selbstgerechten.

Bei weitem schwieriger ist das Werk der Zurückführung auf den rechten, aber verlorenen Pfad bei Denen, welche mit dem heilsamen, einfachen Worte von der Buße und Gnade und Heiligung sich nicht begnügend, noch über das Maaß der uns vom Herrn gegebenen göttlichen Offenbarungen hinaus, sich unfruchtbaren Grübeleien und Forschungen hingeben und darum eine leichte Beute der Sectirer und Schwärmer werden. Solche Verirrte sind schwer von ihren Irrthümern zu überzeugen, denn es erfüllt sie meistens ein geistlicher Hochmuth und eine Aufgeblähtheit auf ihr vermeintliches höheres Wissen und ihr übertrieben gesetzliches Leben in selbstgeschaffner Heiligkeit und Menschensatzungen, daß bei ihrem Vorurtheil gegen die Diener der Kirche ihnen schwer beizukommen ist, zumal auch ihre geistlichen Führer und Verführer sie mit allen Fesseln der Gewissensverwirrung und des geistigen Zwanges fest umstrickt halten und ihre Beute mit Anwendung aller Mittel sich nicht so leicht wieder entreißen lassen. Die neueste Geschichte unsrer Tage liefert dazu Belege im Großen und

Kleinen und auch mir konnte darum dieser Schmerz über Verirrte solcher Gattung nicht erspart werden. Da die mitzutheilende traurige Erfahrung dieser Art zugleich der weltlichen Obrigkeit Gelegenheit gab, sich hierbei zu betheiligen und die darüber geführten Actenstücke mir zur Einsicht vorlagen, so kann diese Erzählung zugleich einen Beitrag zur Kirchengeschichte unsres Jahrhunderts abgeben.

An einem gelinden Wintertage des Februars 1833 wanderten drei Männer durch einen Wald, welcher die Grenze der großherzoglich weimarischen und fürstlich reußischen Lande bildet. Zwei von ihnen waren noch in dem Anfange der Dreißiger Jahre, der Dritte jedoch schien im vorgerücktern Mannesalter zu stehen und ein gewisses Ansehen über die beiden Andern zu behaupten, denn sie suchten ihm auf alle mögliche Weise die Beschwerden der Wanderschaft zu erleichtern und hörten aufmerksam den Worten zu, die er zu ihnen sprach. Ihren Wanderstäben und Felleisen nach waren es reisende Handwerksgesellen und mochten nicht erst in der letzten Stadt Feierabend bekommen haben, sondern bereits längere Zeit auf der Wanderung sein. Und so war es auch, aus Hessen kamen die Dreie hergewandert: Ackermann, ein Sattler, Meyer, ein Tuchmacher, und der Aeltere war Christian Metz, ein Tischler. Plötzlich blieb der Letztere bei einer alten, ehrwürdigen Eiche am Wege stehen und sprach: Brüder! haltet an, ich fühle, der Geist des Herrn kommt über mich, zu reden als sein Werkzeug über dieses Land und Gegend! dabei setzte er sich unter den Baum und verfiel in einen tiefen Schlaf. Ehrfurchtsvoll nahmen die beiden Andern neben ihm Platz und geräuschlos und still, den Schlummer des Propheten nicht zu stören, zog Meyer aus der Brusttasche seines Rockes ein Blatt Papier und einen Bleistift,

machte sein abgelegtes Felleisen zur Unterlage und harrte auf die Offenbarung des Geistes, die ihnen kundgethan werden sollte. Eine Viertelstunde mochten sie so in stillem Sinnen dagesessen haben, als der Schlafende sich plötzlich erhob und mit geschlossenen Augen und in abgebrochenen Sätzen diese Worte sprach, welche sofort der Tuchmacher Meyer mit flüchtiger Bleifeder nachschrieb:

„Der Herr redet in seinem Lichte, der verborgene Gott! der Wind bläset und machet Odem, der lebendige Wind. Er spricht: Ich habe Mich geoffenbaret in diesem Lande und das Wort Meines Evangelii geoffenbaret lebendig und kräftig.

Der Same Gottes fiel am ersten dahin ein und trug volle Früchte der Gerechtigkeit durch die heilsame Lehre des klaren Wortes, das Ich gegeben und das von Mir geschrieben, spricht der Herr!

Aber die Aerndte der wahrhaft Gläubigen ist vorbei; die Erde ist verderbet durch den Samen der Bosheit, es ist Alles verfälschet. O große Sicherheit, nun kommt bald dein Lohn, deine Vergeltung!

O viel härter, viel schwerer als das erste Mal, und wie kann Ich, spricht der Allweise Gott, thun und handeln, indem sie es ja eben so oder noch ärger als wie zu Zeiten Noa die Menschen es gemacht haben, machen.

Wie will Ich die stolzen Cedern und Tannen umhauen und ihre Wälder so gar verwüsten, ihre Schönen so gar verzehren, das verfluchte, verruchte, sichere Fleischesleben so erschrecklich strafen!

Wie will Ich ihre große Eigenliebe zu einander, zu ihrem Lande und Nation herabstürzen, und wenn Ich sie also ganz, ganz in den Koth getreten habe, durch einen starken Arm, durch eine starke Macht und Gewalt, dann will Ich ein demüthiges, ein verachtetes Zweiglein oder Völklein Mir darinnen sammeln, dann will Ich

Mir noch einige gute Körnlein darinnen aussehen und pflanzen, die Mir hernach viele und angenehme Früchte bringen sollen.

Vor diesmal schweige hiervon, spricht der Geist!"

Und der Prophet schwieg; schweigend faltete auch sein Geheimschreiber das Papier zusammen, barg es als ein Heiligthum in seines Rockes linker Brusttasche, dicht unter dem Herzen, und eben so ward schweigend die Wanderung fortgesetzt, denn sie wollten heute noch das Ziel derselben, Frauendorf, Meyers Geburtsort, erreichen.

An demselben Tage aber trieb auch mich der Geist, meinen lieben Amtsbruder, den Pfarrer Herold in Frauendorf, wie ich ihm längst versprochen hatte, zu besuchen. Als ich in das Pfarrhaus eintrat, verließ dasselbe ein Bauersmann, welchen mein Freund bis zur Thüre geleitet hatte. „Sie sind mir heute doppelt willkommen!" rief mir der Letztere entgegen, „Ich habe so eben eine interessante Nachricht erhalten und es drängt mich, Ihnen dieselbe mitzutheilen; doch treten Sie nur erst ein und stärken Sie Ihre müden Glieder!" Dazu bedurfte es nicht langer Zeit und als ich die versprochene Mittheilung in Erinnerung brachte, erzählte er mir Folgendes: „Im hiesigen Dorfe lebte früher ein Mann, Namens Paul Meyer, welcher eine Gärtnernahrung besaß und dabei auch die Concession zum Handel mit Materialwaaren und dergleichen Dingen hatte. Nach dem, was ich von ihm habe erzählen hören, denn er war bereits todt als ich mein Amt hier antrat, soll es ein braver, thätiger und sparsamer Mann gewesen sein, der deshalb auch ein hübsches Vermögen hinterlassen hat, dabei rühmt man noch seine besondre Frömmigkeit und Gottesfurcht. Er scheint zu den Stillen im Lande gehört zu haben und hat vielleicht auch mit der Herrnhuter Gemeinde in Verbindung gestanden, denn es sind besuchende fremde Brü-

der bei ihm aus und eingegangen. Dieser Mann hinterließ vier Kinder: drei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn ging als Schuhmacher in die Fremde, wurde dort katholisch und ist nie wieder hierher zurückgekommen; der zweite Sohn hat die väterliche Besitzung übernommen, es ist ein schlichter, redlicher Mann, der mich zuweilen besucht und welchen Sie eben von mir fortgehen sahen, als Sie kamen; bei ihm wohnt auch seine Schwester, welche noch unverheirathet, aber jetzt Braut ist; der jüngste Sohn endlich des verstorbenen Paul Meyer, Namens August, lernte das Tuchmacherhandwerk und verließ als ein bildschöner, kräftiger und lebenslustiger Mensch vor einigen Jahren die Heimath, um sich in der Welt umzusehen und ist im Großherzogthum Hessen unter die Propheten gegangen, das heißt: unter die dort existirende Secte der Inspirirten. Er sendete zuweilen an seinen hier lebenden Bruder briefliche Nachrichten, denen Reden beigelegt waren, die nach seiner Versicherung unmittelbare Eingebungen des heiligen Geistes sein sollen. So eben nun besuchte mich der Gartenbesitzer Meyer und erzählte mir, daß er gestern von seinem Bruder August einen Brief erhalten habe, in welchem ihm derselbe seinen baldigen Besuch ankündige und zugleich mittheile, daß er noch zwei Genossen aus der Inspirationsgesellschaft mitbringen werde und deshalb bitte, für sie eine Stube bereit zu halten, wo sie ihre Andacht verrichten könnten, überdieß wolle er sein väterliches Erbtheil holen, denn er gedenke ganz nach Arnsburg in Hessen überzusiedeln. Sie sehen also, es ziehen Propheten in mein Dorf ein und jedenfalls gedenken sie Proselytengeschäfte hier zu machen."

Es war mir diese Mittheilung allerdings um so interessanter, da ich von dieser Inspirationssecte bis dahin noch nie etwas gehört hatte; ach, ich ahnete nicht, daß

ich bald selbst mit ihr in ganz nahe Berührung kommen würde und ich bat darum meinen Amtsbruder um genauere Auskunft über dieselbe.

„Auch ich," entgegnete derselbe, „weiß von ihnen nur das, was ich durch den hiesigen Meyer habe in Erfahrung hierüber bringen können, welcher mir die Briefe seines Bruders August jedesmal zu lesen gibt. Es scheint sich in der Schweiz, aber namentlich im Großherzogthum Hessen diese religiöse Secte am meisten ausgebildet und ausgebreitet zu haben und in geschlossenen Gesellschaften zu leben, namentlich haben sie in letzterem Lande in Arnsburg ein großartiges Etablissement gegründet und werden von der dortigen Regierung geduldet. Sie verwerfen den Besuch des Gottesdienstes und die Feier des Abendmahles, so wie das eigenmächtige Lesen der heiligen Schrift, dagegen rühmen sich einzelne Glieder der Gesellschaft, gleichsam die Auserwählten, einer unmittelbaren Offenbarung des heiligen Geistes; diese verfallen dann sitzend in eine Art Schlaf, welcher 15 bis 20 Minuten dauert, worauf sie aufstehen und mit geschlossenen Augen Reden halten, welche dann von andern Gesellschaftsgliedern, die deshalb immer Schreibmaterialien bei sich führen müssen, sogleich aufgezeichnet, später corrigirt, vervielfältigt und versendet werden. Sie thun Alles, wie sie sagen, auf Antrieb des heiligen Geistes und ihre gottesdienstlichen Andachten bestehen in Zusammenkünften, wobei jedoch nur von den eingeweihten Brüdern aus der Bibel und zwar meistens aus den alttestamentlichen Propheten vorgelesen wird, wo ein Jeder laut oder in der Stille, im letztern Falle mit vor dem Gesichte gehaltenen Händen betet, endlich die von ihren eigenen Propheten in der angegebenen Weise gehaltenen Reden angehört und aufgezeichnet werden.

In ihrer Gesellschaft herrscht Gütergemeinschaft; wer hineintritt, muß seine Güter verkaufen und sein Geld den Vorstehern übergeben. Diese Vorsteher müssen aber vom heiligen Geiste über vieles Dispensation haben, was ihren frommen Brüdern verboten ist, denn Wirthschaft, Handel und Wandel treiben, sagen sie, passe nicht für Christen nach ihrer Art, das sei weltliche und fleischliche Sache. Gleichwohl müssen jene geistlichen Brüder in einer großen Fabrik arbeiten, Tuch und Strümpfe machen und ihr Vorsteher treibt damit Handel und scheint ein Pfifficus zu sein, der mit den in Händen habenden Geldern, freilich nach Anleitung des heiligen Geistes, schaltet und waltet. Heirathen ist Sünde und ihnen darum verboten, ihr Vorsteher hat sich, wahrscheinlich auch nach erfolgter heiliger Dispensation eine Frau genommen und bereichert alljährlich die Gesellschaft mit einem kleinen Inspirirten. Ihre Klage ist immer: die Welt, besonders das deutsche Land sei grundverdorben und Gott sende sie unmittelbar aus, um den Zorn desselben und das einbrechende furchtbare Gericht zu verkündigen, wobei sich der erboste Gott eine cannibalische Lust machen will mit Vertilgung der verfluchten Menschheit und Zertretung der an allem Unheil Schuld seienden Geistlichen und sogenannten Seelsorger. Sie sehen also, lieber Amtsbruder, wenn die Propheten kommen, werde ich wohl einen Strauß mit ihnen zu bestehen haben, zumal mich eben Meyer eingeladen hat, ihn zu besuchen, wenn seine Gäste werden eingetroffen sein." Wir besprachen hierauf diese Angelegenheit noch mehrfach und beim Abschiede von meinem Freunde versprach mir derselbe, mich, so wie die neuen Propheten würden wieder von hinnen gezogen sein, zu besuchen und das Ergebniß der Bekanntschaft mit ihnen mir mitzutheilen.

Ohngefähr drei Wochen darauf löste mein Amtsbruder aus Frauendorf auch sein Versprechen und erfreute mich an einem schönen, sonnenhellen Tage mit seinem Besuche. „Nun Freund," sprach er, „ich bin mit den Propheten fertig und obgleich gänzlich in Ungnade bei denselben gefallen, doch sie glücklich und ohne Schaden losgeworden; nehmen nun Sie sich in Acht, daß sie als die mit Schafskleidern versehenen Wölfe nicht auch in Ihre Heerde einbrechen, denn sie sind jetzt ganz in Ihrer Nähe und wollen ihr Heil in Ihrer Gegend versuchen. Um Sie aber zum Kampfe zu rüsten und den Feind kennen zu lehren, lassen Sie sich erzählen, wie es mir mit ihnen ergangen ist.

Noch denselben Abend, als Sie von mir fortgingen, kamen unter Dunkelwerden die angekündigten Gäste im Meyer'schen Hause an. Es waren Ihrer Drei, zuerst der Bruder August Meyer, sodann ein Sattler, Ackermann, dessen Vater in Ihrem Nachbardorfe Kaltenborn Richter ist, und endlich ein begeisterter Prophet, Metz, seines Zeichens ein Tischler, der unter der Gesellschaft draußen eine besondre Rolle spielt und hier den Missionär macht. Mein braver Meyer freute sich sammt seiner Frau aufrichtig, seinen Bruder August nach langjähriger Abwesenheit wieder bei sich zu sehen, hieß ihn und seine Begleiter, welche ziemlich stumm und wortkarg waren, willkommen und wies ihnen ein besonderes Stübchen im Nebengebäude an, das er des Bruders Wunsche gemäß noch denselben Tag für sie hatte zurecht machen lassen.

Am dritten Tage nach der Ankunft des inspirirten Kleeblattes besuchte ich Meyern seiner Einladung gemäß, in der Hoffnung, auch die Gäste kennen zu lernen; indessen ohngeachtet Meyer zu ihnen ging und sie davon benachrichtigte, daß ich im Hause sei und sie zu sprechen wünsche, ließen sie sich doch nicht sehen. Da ich nicht

zudringlich sein wollte, so suchte ich sie auch nicht in ihrer Stube auf, sondern ließ sie blos um eine Abschrift der Rede bitten, welche, wie man mir erzählte, an demselben Vormittage erst der Prophet Metz in Meyers Wohnstube gehalten und alle Anwesende dadurch in großes Erstaunen versetzt hatte, allein man ließ mir sagen: sie sei noch nicht in's Reine geschrieben, August Meyer aber wolle mich nächstens besuchen und werde sie mir dann abschriftlich mitbringen.

Wenige Tage darauf erschien auch versprochnermaßen August Meyer bei mir. Ich erschrak, als ich ihn sah, ich hätte ihn nicht wieder erkannt, denn statt des blühenden, lebensfrischen jungen Mannes, der einst von uns weggegangen war, war ein kopfhängerischer, matt dahinschleichender Inspirationsbruder, der in seinen verzerrten Gesichtszügen schon Spuren eines höhern Alters an sich trug, zurückgekehrt. Ihn begleitete, wahrscheinlich als geistlicher Beistand, einer seiner Gefährten, der Sattler Ackermann, während der eigentliche Prophet Metz jedes Zusammentreffen mit Geistlichen, die er für die Pestbeulen der menschlichen Gesellschaft hält, als eine Entweihung seiner heiligen Person vermeidet und darum auch mich seines Besuches nicht würdigte. Ich empfing Beide freundlich, aber ernst und knüpfte zuerst das Gespräch an ihre äußern Verhältnisse und ihren jetzigen Aufenthalt und Lebensweise, worauf sie jedoch nicht offen und klar eingehen wollten, sondern plötzlich damit abbrachen, daß Ackermann in seine Tasche griff und die von mir gewünschte, zuletzt im Meyer'schen Hause von Metz gehaltene Rede mir in einer Abschrift übergab. Ich las sie sogleich durch und will sie auch Ihnen, da ich die Abschrift mitgebracht habe, ihrer Merkwürdigkeit halber jetzt vorlesen.

Frauendorf, den 11. Februar 1833.

In Friedrich Meyers Behausung bezeugete sich der Geist des Herrn durch das Werkzeug Christian Metz in nachfolgendem Zeugnisse:

Seid stille, denn der Herr redet! Ich als ein Gebundener kann nicht anders als den Antrieb seines Geistes mich überlassen, es werde erkannt oder nicht.

Sie hören's, aber verstehen es nicht: das große, hohe und tiefe Geheimniß des wahrhaftigen Gottes, das sich zu dieser Zeit offenbaret; es ist und bleibet ein Geheimniß den Menschenkindern, die nicht aus dem Lichte zu Lichteskindern wiedergeboren sind, den Menschen der Natur außer der Gnade.

Es heißet bei und unter ihnen: sie fahren ihren Vätern nach und sehen das Licht nimmermehr, dennoch wird ihnen gepredigt mit einer andern Zunge, mit einer andern Sprache, als ihnen von ihren sogenannten Seelsorgern gepredigt wird. —

Höret und merket darauf! Der Herr Herr! Der Gott des Himmels wird das Reich einnehmen, der König zu Zion wird herrschen und regieren von einem Ende der Erde bis zum andern, Er wird alle Gewalt der Gottlosen zerbrechen, es wird der Löwe brüllen, seine Zähne werden die Starken zermalmen, sein grimmiger Zorn wird erwachen.

Er wird von der Höhe des Berges herabkommen, seine Augen funkeln wie verzehrendes Feuer, es ist der Menschen Sohn, das sanftmüthige Lamm, dessen Geduld und Langmuth bald, bald zu Ende laufen wird, seine Stimme bald verwandelt werden wird in eine schreckliche Donnerstimme.

Ach! wie werden die Grundvesten des Landes zittern und beben, wenn der Zorn des Herrn Herrn, des großen Gottes wie ein Wetter hereinbrechen wird, wenn es die

Seelen der Menschenkinder überfallen wird, wenn er als ein Richter über alle Gottlose erscheinen wird. —

O wer mag seinen Zorn ertragen, wer kann vor diesem strengen Richter stehen, der als ein verzehrendes Feuer alles, alles verzehren wird! — Dann heißt es bei ihnen: Ihr Berge fallet über uns und ihr Hügel bedecket uns, denn der Zorn des Allmächtigen ist erwachet; sicher haben sie gelebet und haben die Majestät eines so großen und erschrecklichen Gottes nicht gefürchtet, daß sie Buße thäten, daß sie von Sünden ablassen, darum ist auch kein Aufhalten, kein Verschonen, wenn die Geduld und Barmherzigkeit vollendet ist.

Es wird treffen Hohe und Niedere, Reiche und Arme, Junge und Alte, Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen und besonders die heillosen Geistlichen, die den Menschen den Weg zum Himmel haben zu ihrer Seligkeit so breit gemacht, die sich selbst in Sünden und Wollüsten, als wie die Schweine in Koth gewälzt haben, die ihren Bauch zu einem Gotte machen, die in Hochmuth, in Geiz, in eitler Ehre, ja in Wollüsten leben und lehren die Menschen durch ihre eigenen verfluchten Werke ein Gleiches thun, sie glauben, es würde immer also fortwähren, aber höret! es kommt so wahr als ich lebe, spricht der Herr, eine andere Zeit und ist schon über Manchen gekommen nach dem Tode.

O, ein unendliches ewiges Ach und Weh folget nur allzuschnell, es fängt schon an bei Leibes Leben. — Sie predigen den Namen Gottes, des Gottes der Heiligkeit und Gerechtigkeit, der reinen Liebe und leben doch in Unheiligkeit, in Ungerechtigkeit, in unreiner Liebe. Sollte das dem Herrn gefallen? O nein, nein! es ist ihm ein Gräuel, ein Abscheu, darum muß er oft Land und

Leute verderben und die Ungnade, der Unsegen darüber herkommen. —

Ach wie ist doch so gar kein Fünklein mehr an dem Leben, das aus Gott ist, vorhanden, darum kann es freilich nicht in die Länge also bestehen und fortgehen. Ich werde meinen Zorn, der wie Feuer brennt, ausfahren lassen über eine Stadt, über einen Ort, über ein Land nach dem andern, Ich werde die Sicherheit der Menschen erschrecklich überfallen und heimsuchen. —

Hört's und vernehmt's heute, das Wort, das vor euern Ohren zum Theil ausgesprochen wird. Es kommt die Zeit der Heimsuchung über eine jede Seele, welche nicht wahrhafte Buße, Sinnesänderung und Lebensbesserung ergriffen haben.

Denn so gewiß die Sonne an dem heutigen Tage am Himmel steht, so gewiß wird dieses Alles, was der Mund der Wahrheit euch verkündigt, geschehen und erfüllet werden. Darum wem seine Seele lieb ist, wer seinen Gott in der Gnadenzeit erkennen will, der eile und säume nicht, denn Ich sage euch noch einmal, wenig sind der Tage und Jahre, worinnen die Seligkeit, das himmlische Erbtheil noch kann erlangt werden. —

Sollte ich, spricht der Herr, der Schöpfer Himmels und der Erden, der seine Rede durch eine arme Creatur fließen läßt, sollte Ich stille dazu sein, daß meine Geschöpfe also durch ihr verruchtes und verfluchtes Fleischesleben, durch ihren Geiz und Ungerechtigkeit und Falschheit meine Erde verderbt haben? sollte ich stille dazu sein, daß sie mein heiliges Blut, das Blut der Versöhnung also zu einem Deckel ihrer Bosheit brauchen und immerhin auf Gnade sündigen? daß sie Mich zu einem Sündendiener gemacht haben, da Ich doch gekommen bin, die Sünde zu tilgen, ein Neues zu schaffen, eine neue Creatur, als der zweite Adam, der das ver-

blichene Bild wieder aufrichten soll und will nach dem Sündenfalle des ersten Adams?

Ach, wie sind sie doch so gar abgewandt, doch so gar zerstreut, sie fassen diese heilsame Lehre nicht tief, tief in ihre Herzen; ach, wie sind sie doch so gar erstorben, darum gehet dieses Alles auch vorbei wie ein Hall und Schall, der durch die Luft fähret, und es bleibet ohne Frucht, darum ist auch kein Aufhalten mehr. —

Es brüllet der Löwe, wer kann seinen Blutdurst stillen und sättigen? wer kann das sanftmüthige Lamm versöhnen, wenn es diese Gestalt angenommen und sich verwandelt hat? —

Dieses ist das Zeugniß der Wahrheit, das euch versiegeln soll, das euch bewahren soll vor aller Befleckung und Vermischung, das da scheiden soll diejenigen, die dem Herrn angehören und die also sicher fortleben wollen nach ihrer alten Weise! Amen!

Während ich diese Rede durchlas, bemerkte ich, daß der Blick der beiden Männer forschend auf meinem Angesichte ruhte, um den Eindruck wahrzunehmen, den sie auf mich machen würde. Als ich zu Ende war, faltete ich das Blatt zusammen und schwieg. Sie mochten das für einen Beweis der Kraft ihres prophetischen Wortes halten, darum fragte mich der Inspirirte Ackermann, der überhaupt meist das Wort führte: Nicht wahr, mein Herr, es ist doch eine gar wichtige Sache damit? worauf ich entgegnete, daß ich gar nichts Außerordentliches darin gefunden hätte. Ja, meinten sie, die Wichtigkeit beruhe darauf, daß es unmittelbares Wort Gottes sei, denn aus den Inspirirten spreche Gottes Geist und es sei eine gar wunderbare Sache damit. Ich erwiderte: wenn Gott selbst wieder etwas unmittelbar offenbare, so erwartete ich etwas ganz besonders Wichtiges und Neues,

aber was sie hier mir für unmittelbares Gotteswort ausgäben, sei etwas so Allgewöhnliches, in so unvollkommener Form Gegebenes, daß ich mich über den heiligen Geist wundern müsse, der mit so großem, unnützem und sonderbarem Wortschwalle so wenig zu sagen wisse; worauf sie entgegneten: man müsse es nur recht aufmerksam durchlesen und baten mich, ich möchte die Rede behalten und nochmals bedenken.

Ich merkte wohl, was sie meinten: die unterstrichenen Worte von den heillosen Geistlichen sollten auch von mir besonders beherzigt werden. Ich sagte ihnen hierauf, daß ich das Geschenk gern und mit Dank annähme, denn es sei mir ein schriftliches Zeugniß der neuesten religiösen Schwärmerei, indem Erscheinungen der Art, deren sie sich rühmten, in der Geschichte, besonders in der Kirchengeschichte nichts Neues wären. Sie erwiderten: ich meine wohl den Somnambulismus, den sie sehr wohl kenneten, aber ihre Inspiration sei etwas ganz Anderes und viel Wichtigeres. Der Herr habe in ihnen gleichsam die alten Propheten erweckt, um die Welt zur Buße zu rufen, damit er außer Schuld sei, wenn das Gericht hereinbreche. Ich machte ihnen hierauf bemerklich, daß zwischen den Aussprüchen der alten Propheten und den ihrigen ein gewaltiger Unterschied sei. Jene hätten einen unerschöpflich tiefen Sinn und Inhalt, was bei ihren Worten nicht der Fall sei, und noch größer sei der Unterschied zwischen diesen und unserm Neuen Testamente, welches nicht von Gottes rachgierigem Zorne, sondern nur seine Liebe und Gnade predige. Ihr letztes Wort war jedoch immer: die Menschen thäten aber nicht darnach; auch wollten sie mir es recht zu Gemüthe führen, daß doch ein Geistlicher ein gar Wichtiges auf sich habe, worauf ich erwiderte: daß solches jeder treue Diener des göttlichen Wortes wohl erkenne, wenn sie aber den lobens-

werthen Zweck hätten, die Menschen auf den Weg der Buße und Besserung zu leiten und das Reich Gottes verbreiten zu helfen, so sollten sie sich doch mit würdigen Geistlichen mehr in Verbindung setzen, so wäre ihr Thun und Treiben doch der Ordnung gemäß und gesetzlich, wenn sie aber nur an das gemeine Volk sich wendeten und die Religionslehrer nach der Weise aller pietistischen und mystischen Secten, die Herrnhuter ausgenommen, die sich gern mit den Geistlichen einlassen und keinen Separatismus begünstigen, in den Augen der kirchlichen Gemeindeglieder verdächtig und verächtlich zu machen suchten, so wäre dies gegen die bestehende Ordnung und Gesetze, stifte Uneinigkeit und Zwiespalt und verdiene Bestrafung, und wenn sie meinten, das hiesige Land bedürfe ihrer ganz besonders, so wären sie in einem großen Irrthume, denn es gehöre wenig mehr als eine gänzliche Unwissenheit dazu, um zu wissen, daß in anderen Gegenden und Städten die Sittenlosigkeit und Unkirchlichkeit noch einen höheren Grad erreicht habe, als bei uns, wiewohl es sehr zu beklagen, daß in unserer Zeit das Sittenverderbniß so hoch gestiegen sei. Doch der Geist hatte sie nach ihrer Meinung einmal hierhergeführt, folglich müsse es hier zu Lande am schlimmsten aussehen. Hier gab ich ihnen zu verstehen, daß ich mich wundere, daß der Geist sie nicht in die Hauptstadt des Landes, sondern in unser abgelegenes Dorf führe. Zuletzt fragte ich sie noch, ob sie mit den Herrnhutern in Verbindung ständen? Da ergossen sie sich in Schmähungen über dieselben, die nie das Wesentliche gewollt und erfaßt und besonders in den neuesten Zeiten sich ganz in's Weltliche versenkt hätten. Ich äußerte gegen dieses Urtheil mein Bedenken, da ich sie nur noch hochschätzen könne, sie sich stets als in Gemeinschaft mit der lutherischen Kirche betrachteten und deshalb auch ihre zerstreuten Glieder

jedesmal der evangelischen Kirchenverbindung treu zu bleiben ermunterten.

Da es mir an Zeit gebrach, denn meine Katechumenen warteten bereits auf mich, ich auch die Gesetze der Gastfreundschaft nicht verletzen wollte, so nahm ich mir vor, ihnen einen Gegenbesuch zu machen, namentlich um den Propheten Metz persönlich kennen zu lernen. Sie entfernten sich nun und versicherten mir, Bruder Metz werde es sehr gern sehen, wenn ich ihn besuchen würde, als ich jedoch schon den Abend desselben Tages mein Vorhaben ausführen wollte, erfuhr ich, daß die Zugvögel ausgeflogen seien und sich nach Kaltenborn zu dem Vater des Sattlers Ackermann, welcher mit seiner Familie sich zu der Gesellschaft neige, sammt und sonders begeben hätten, August Meyer werde noch einmal zurückkehren, um sein Erbtheil abzuholen. Das ist auch geschehen und bei dieser Gelegenheit besuchte er mich auch noch einmal, um, was sie bei ihrem Weggange vergessen hatten, die mir überreichte Abschrift der betreffenden Prophetenrede wieder abzufordern, da sie bei mir den erwünschten Erfolg nicht gehabt hatte.

Ich benutzte noch einmal die Gelegenheit, dem armen verirrten Menschen den Abweg zu zeigen, auf dem er sich befinde. Ich sagte ihm, wenn er über den Zustand der Entzückung und Extase, worin ihr vermeintlicher Prophet Metz öfters verfalle, etwas nachlesen wollte, so würde ich es ihm gern verschaffen, aber er verneinte es erst, und später, als ich ihm sagte, man könne heutzutage nicht blos erklären, wie dieser Zustand entstehe, sondern es gäbe auch eine Kunst, welche man bald erlernen könne, so empfahl ich ihm Friesen's und Tiedemann's Physiologien darüber nachzulesen, besonders meinte ich, solle er Jung-Stillings Buch: Theobald oder die Schwärmer nachlesen, welches ich ihm sofort

leihen könne und ich wäre fest überzeugt, daß er nach Durchlesung desselben anderen Sinnes werden würde. Ich will's nicht lesen, sagte er.

Nachdem ich noch Mehreres über die Veranlassung seines Eintritts in diese Gesellschaft erfragt, beurtheilt und über die Bibel und einzelne Stellen gesagt hatte, gab ich ihm zu bedenken, daß, wenn es mit ihrer Sache kein Betrug, sondern etwas Wirkliches sei, man ja auch die Aussprüche und Visionen der Jongleurs und Schamanen, der Soufi und Saniassi, gewisser heiliger Mönche und Nonnen, der Katharina von Genua, der heiligen Therese, der guten Armelle, der neoplatonischen Schwärmer und der Pythischen Wahrsagerin, des edlen Swedenborgs und des theosophistischen Schusters Jacob Böhme's für göttliche Aussprüche und wahrhaft himmlische Gesichte halten müsse. Besonders hätten die beiden letztgenannten Schriften doch einen tiefen Gehalt und wären von den Reden der Inspirirten himmelweit verschieden. Wer aber hätte von allen jenen Schwärmern die Wahrheit erhalten, da sie bei allem Widerspruche untereinander sich auf göttliche Eingebung beriefen, ja, welche Gesellschaft ihrer Art hätte den Vorzug der Wahrheit und Göttlichkeit für sich, da er mir ja selbst gesagt habe, sie hätten sich in mehrere, jetzt feindselig einander gegenüberstehende Vereine gespalten? Wo sei Gottes Geist bei Einheit und Zwietracht? Ich machte ihn auf die Gräuelscenen aufmerksam, welche Leute ihrer Art, wie erst kürzlich in Wildenspuch in der Schweiz, veranstaltet hätten und ich sähe nicht die Unmöglichkeit ein, daß ein solcher vorgeblich Inspirirter einmal auf die Idee kommen könne, der oder jener müsse verbrannt oder gekreuzigt werden, wie es in der Schweiz geschehen.

Was sei Leuten zu viel, die auf angeblichen göttlichen Befehl die ihnen bekannten obrigkeitlichen Gesetze,

wie sie namentlich in Sachsen thäten, ohne Scheu überträten und wie sie selbst sagten, Arrest und Verweisung halte sie nicht ab, wieder in das ihnen verbotene Land zurückzukehren und darin ihre aus Prophetenlappen und Fetzen der Offenbarung Johannis zusammengestoppelten Drohreden zu halten und zu verbreiten! Sei das christlich? Und was sei es denn wohl mit ihrer geforderten Heiligkeit? Ob sie denn wirklich das göttliche Gesetz so streng beobachteten, daß es keine Sünder unter ihnen gäbe, zumal ich aus seinen eignen Briefen an seinen Bruder wisse, daß es eben darum oft Zwiespalt unter ihnen gäbe und er selbst über die böse Jugend unter ihnen geklagt habe, deren Streiche von den Vorstehern oft zugedeckt würden? Sie gäben Dinge für Sünde aus und für fleischlich Gesinntsein, die zur göttlichen Ordnung gehörten und deren Bekämpfung fruchtlos sei, ja die sich, wie man aus dem Leben der Mönche und Nonnen wisse, furchtbar an den Menschen rächten. So wenig indeß Meyer auf dieses Alles erwiderte, so blieb er doch auf seiner Stelle und da ich merkte, daß ich warm wurde, brach ich ab, verweigerte ihm jedoch die Rückgabe der geschriebenen Prophetenrede, worauf er mich ziemlich verlegen verließ und den zweiten Tag darauf, nachdem er von seinen Verwandten auf Lebenszeit Abschied genommen hat, wieder vor's Erste nach Kaltenborn abgereist ist. Da ich jedoch erfuhr, daß er mehrfach versucht hatte, seine Schwester von der von ihr beabsichtigten Verheirathung abzubringen und mit nach Hessen auszuwandern und in ihre Gesellschaft zu treten, wozu dieselbe jedoch nicht die geringste Lust bezeugt, so habe ich die ganze Angelegenheit in einem ausführlichen Berichte meiner kirchlichen Behörde mitgetheilt, dessen Hauptinhalt ich Ihnen eben erzählt habe; denn sagen Sie selbst, ohne gerade auf die Drohungen der neuen Pro-

pheten viel zu geben, findet man sich nicht durch ihr Erscheinen und angeblich großen Beifall, den sie hier und da finden sollen, zu den ernstesten Betrachtungen veranlaßt, ob nicht Gott mit unserer Zeit etwas Besonderes vorhaben müsse? Zu ihren Zeichen gehört unstreitig der Kampf und die Gährung, in welchen sich fast alle Elemente des geistigen Lebens, des politischen und des religiösen dermalen befinden und besonders scheint mir unser geistlicher Stand einer Prüfung unterworfen zu werden, da von allen Seiten jetzt die Feindschaft unverholen gegen denselben auftritt und vielfachen Anklang und williges Gehör bei dem entchristlichten Theile des Volkes in den höheren und niederen Ständen findet."

Ich konnte meinem Amtsbruder hierin nur vollkommen Recht geben, verhehlte ihm aber auch nicht, daß, weil sein Kampf gegen diese religiös Verirrten von ihm mehr vom Standpunkte der Vernunft als des Gefühls aus geführt worden sei, er vielleicht auch keinen günstigen Erfolg gehabt habe, denn religiöses Gefühl und ein tiefes Bedürfniß der Buße und Heiligung sei ihnen doch nicht abzusprechen, und als auf diesem Gebiete auf Abwege Gerathene, glaube ich, könne ihnen auch nur von dieser Seite beigekommen werden. „Sie können vielleicht Recht haben," versetzte mein Freund, „sollten auch Sie, was vielleicht möglich ist, mit ihnen in Berührung kommen, so versuchen Sie es auf Ihre Weise, ich aber will nun meinen Rückzug decken, denn die Zeit ist über dieser Sache verflogen und die Sonne geht zur Rüste, mein Weg aber ist der weiteste." Mit dem herzlichsten Danke von meiner Seite schied mein amtsbrüderlicher Besuch von mir, ich aber bewegte diese so wichtige Angelegenheit und bedeutungsvolle Erscheinung den ganzen Abend in meinem Herzen und schlief unter Gebet um Weisheit und Gnade ein.

Wie im Meyer'schen Hause in Frauendorf, so hatten nun im Ackermann'schen Gute in Kaltenborn jene drei Inspirirten ihren Wohnsitz aufgeschlagen, nur daß sie hier bessern und empfänglichern Boden fanden, indem der alte Richter Ackermann mit seiner Familie durch die von seinem Sohne aus Arnsburg erhaltenen Briefe und prophetischen Reden für die Sache und die Gesellschaft der Inspirirten bereits ziemlich gewonnen war. Sie wurden darum auf's Freundlichste aufgenommen, ihnen auch hier ihrem Wunsche gemäß eine besondere Stube zu ihren Andachtsübungen eingeräumt und von der Familie Ackermann alle Bekannte und Freunde, die sie zum Reiche Gottes geschickt hielten, eingeladen, ihren aus der Fremde heimgekehrten Sohn sammt seinen ausländischen Freunden zu besuchen, wobei dann religiöse Gespräche eingeleitet und für den engern Kreis der Eingeweihten und sich der Sache geneigt Zeigenden auch Bibelvorlesungen und endlich Inspirationsreden von Metz gehalten wurden. Die Mission hatte hier ihren erfreulichsten Fortgang und war eben in der vollsten Blüthe, als sich ein mächtiges Gewitter über sie aufzog, dessen fernes Wetterleuchten jedoch die Leiter der Unternehmung noch bei Zeiten gewahrten und sich deshalb schleunigst entfernten.

Durch den Bericht des Pfarrers zu Frauendorf bewogen, hatte die kirchliche Behörde die weltliche von dem Treiben und Aufenthalte der Fremdlinge in Kenntniß gesetzt, diese aber sandte ihre Boten aus, die Propheten zu fassen und zur Verantwortung zu ziehen, welche jedoch noch zeitig genug davon Kunde erhielten; sie schüttelten darum den Staub von ihren Füßen über das verblendete Land, das ihre Stimme der Buße nicht hören und seinem Untergange blind entgegeneilen wollte, ergriffen den Wander-

stab und reisten über Augsburg, wohin ihnen der Geist Befehl gethan hatte, nach Arnsburg zurück. Man konnte sich deshalb nur an den zurückgebliebenen und ansässigen Richter Ackermann halten und es wurde nun von der Obrigkeit gegen denselben eine Untersuchung wegen ungesetzlicher Beherbergung von Ausländern und angeblich in seiner Wohnung gehaltenen Conventikel und vorgenommener Proselytenmacherei durch fremde Handwerker eingeleitet. Man forderte darum auch von dem Pfarrer zu Kaltenborn einen Bericht, was er für Kenntniß von der Sache habe? Dieser konnte jedoch, weil die Inspirirten durch die traurige Erfahrung, welche sie an dem Pfarrer zu Frauendorf gemacht hatten, abgeschreckt, nicht auch mit diesem in Verkehr getreten waren, nichts weiter mittheilen, als daß seit einigen Jahren die Familie Ackermann große Kälte in Bezug auf kirchliches Leben zeige und seit längerer Zeit weder die Kirche besuche, noch das Abendmahl feiere, daß er in der neuern Zeit aber gehört habe, daß sie an verschiedene Leute kleine Bücher und Tractate vertheilt und verborgt hätte, von denen er sich auch eins verschafft habe, welches „der kleine Kempis" heiße und in Elberfeld 1828 erschienen sei, worin er unter Anderen folgende anstößige Stelle gefunden habe: „Ich sage ab allen Aeltern, Verwandten, Freunden und Angehörigen, Allen, die mir lieb sind, die mir bekannt sind und allen meinen Gesellen. Ich sage ab allem Schmuck und schönen Gebäuden, allen Musik-Spielen, Gesängen und allem lieblichen Geruch. Ich sage ab allen Fröhlichkeiten, Gesellschaften, Gastmahlen, Visiten und Unterredungen, Begrüßungen, Gunst, Ehre und Wohlleben der Menschen;" was ihn unwillkührlich an die katholische Abschwörungsformel erinnere.

In den angestellten Verhören mit der Ackermannschen Familie gaben diese zwar den vierzehntägigen Be-

such ihres ältesten, aus der Fremde gekommenen Sohnes, der zwei gute Freunde mitgebracht habe, zu, wollten aber weder etwas Auffälliges an ihnen bemerkt haben, da sich dieselben in einer besondern Stube aufgehalten hätten, noch zugeben, daß Versammlungen bei ihnen gehalten worden wären. Dieses Letztere konnte auch nicht nachgewiesen werden, da sich natürlich auf die Nachricht, die sich alsobald durch das Dorf verbreitete, es werde gerichtlich gegen alle jene Besucher verfahren, keiner derselben freiwillig meldete. Der Dirigent des Gerichtes, welchem die ganze Untersuchung nicht angenehm war, enthielt sich deshalb, um gänzlich unpartheiisch zu erscheinen, eines eignen Bescheides, sondern übersendete die Acten zum Vorspruch an die höchste richterliche Behörde des Landes, weshalb Ackermann zuvor noch eine Vertheidigungsschrift eingab.

Diese, von einem bissigen Advocaten gefertigt, war ziemlich scharf und etwas übertrieben und verfehlte vielleicht gerade darum den gewünschten Erfolg. Der Vertheidiger verglich den Angeklagten mit dem Heilande, welcher ja auch, weil er seinen Zeitgenossen verbesserte und angemessenere Religionsbegriffe habe beibringen wollen, verrufen, gemartert, gepeinigt und zuletzt gekreuzigt worden sei. Wenn nun auch solches in unsern Zeiten und in unsern wohlcivilisirten Staaten nicht zu befürchten stehe, so sei es doch kläglich genug, wegen Religionsmeinungen, die zuletzt auf Eins hinausliefen, zum Verbrecher gestempelt werden zu sollen, ohngeachtet man lebe und Gott diene, wie es Vorschrift sei. Es könne doch keinem Vater verwehrt werden, einen Sohn nach zehnjähriger Abwesenheit mit Freuden wieder in sein Haus aufzunehmen und es würde doch gegen alle Gastfreundschaft und väterliches Wohlwollen verstoßen, einige Freunde, welche der heimkehrende Sohn auf einige Tage

zum Besuche mitbringe und als treue, brave Menschen vorstelle, überdieß auch mit richtigen Reiselegitimationen versehen seien, zum Hause hinauszujagen. Wer aber werde bei jedem Fremden gleich fragen, ob er orthodox oder heterodox sei? Heiden aber oder Muhamedaner hätten Jene nicht sein können, weil ihre Reisepässe sie nicht als solche bezeichnet hätten, es seien vielmehr Deutsche gewesen und müßten auch folglich entweder Katholiken, Protestanten, Reformirte oder Juden gewesen sein, welche allein in Deutschland freier Religionsübung sich erfreuten. Daß während jener Zeit in seinem Hause mehr Leute als gewöhnlich aus- und eingegangen seien, sei natürlich, weil, wenn nach langjähriger Abwesenheit ein Bekannter in die Heimath zurückkehre, die alten Freunde und Bekannten ihn alle besuchen wollten; übrigens könne auch einem Vater doch nicht zugemuthet werden, seinen dreißigjährigen Sohn wie ein kleines Kind fortwährend zu beaufsichtigen und auf alle seine Worte und Handlungen genau Achtung zu geben. Bücher zu verleihen und namentlich nur an gute Freunde und auf ihr ausdrückliches Verlangen, könne doch keine strafbare Handlung sein, oder solle der Landmann gar nicht lesen oder sei seine Lectüre der Aufsicht des Ortspfarrers unterworfen? Der angeführte kleine Kempis könne doch unmöglich eine verrufene oder verbotene Schrift sein, das beweise ja schon der Name des Verfassers Kempis und der Druckort Elberfeld. Jener sei bekanntlich ein verehrter Theologe seiner Zeit gewesen und vielleicht habe ihn der Herr Pfarrer jetzt erst kennen lernen, ohne weiter zu wissen, was für und wie viel geistreiche Schriften derselbe verfertigt habe, dieser liege im Königreiche Preußen, wo beiläufig gesagt, die Religion eben so aufrecht erhalten werde wie hier und ganz gute Censur und Preßgesetze beständen. Demgemäß könne auch im vorliegenden

Falle auf keine Weise ein Vergehen oder eine Gesetzesübertretung nachgewiesen werden und man dürfe vielmehr mit vollem Rechte völlige Freisprechung beanspruchen.

Es bedarf wohl keiner großen Gelehrsamkeit und Scharfsinnes, um sofort so manches Schiefe und geradezu Falsche in dieser sogenannten Vertheidigung zu erkennen, namentlich in Bezug auf die Verbreitung und Darleihung von Schriften, indem staats- und religionsgefährliche Bücher zu verbreiten wohl kaum gestattet sein dürfte und es allerdings zur Seelsorge eines treuen Geistlichen gehört, seine Gemeindeglieder vor schädlichen Schriften zu warnen und ihnen gute und gesunde Lectüre zu empfehlen, überdies gerade in Bezug auf den kleinen Kempis der Jurist in einem gewaltigen Irrthume war, indem er vielleicht einmal von Thomas a Kempis und dessen trefflichem Buche von der Nachfolge Christi gehört hatte und dasselbe mit jenem in Elberfeld trotz der guten Preßgesetze Preußens, die er rühmt, heimlich erschienenen sogenannten kleinen Kempis verwechselte.

Man war deshalb auf das Erkenntniß der hohen Behörde nicht wenig gespannt. Es traf endlich ein und lautete so: „Wir sprechen für Recht: Dieweil, wenn schon religiöse Ansichten an sich als einem Zwange unterworfen nie betrachtet und daher auch nie ein Gegenstand der Strafgesetzgebung werden können; eben so auch eine Vereinigung zu häuslicher Andacht und Privaterbauung im Allgemeinen nichts weniger als unerlaubt zu achten; doch Privatvereinigungen für religiöse Zwecke, welche sich der Aufsicht und Kenntniß der Landesbehörden entziehen, besonders wenn dabei Religionsvorträge von zum christlichen Lehramte nicht befugten Personen gehalten und anstößige Religionsbücher gebraucht, auch die Mitglieder des Vereins von der Gemeinschaft der

Kirche abgezogen werden, wegen der davon zu besorgenden großen Nachtheile nicht geduldet werden mögen, wenn auch bestimmte Strafen deshalb in den Gesetzen nicht angedroht zu befinden: nun aber im vorliegenden Falle, daß in der Behausung des Richters Ackermann, unter seiner und seiner Familie Theilnahme, geheime Versammlungen für religiöse Zwecke, wobei ein gewisser Metz, der sich übernatürlicher Eingebungen gerühmt, stattgehabt, auch daß von dem genannten Ackermann Bücher bedenklichen Inhalts verbreitet worden aus den Acten mit genügender Wahrscheinlichkeit hervorgeht; So ist zwar wider Ackermann gestellten Sachen nach weiter etwas nicht vorzunehmen, er ist aber sich hinführo der Gestattung religiöser Zusammenkünfte in seiner Behausung und der Theilnahme an dergleichen Versammlungen, sowie der Verbreitung etwa anstößiger Schriften zu enthalten, unter Androhung außerdem zu gewarten habender nachdrücklicher Ahndung, von Gerichtswegen ernstlich zu bedeuten und ist er die durch diese Untersuchung verursachten Kosten abzustatten verbunden. Von Rechtswegen."

Ackermann vernahm ruhig diesen Bescheid, bezahlte ohne Murren die nicht unbedeutenden Kosten und ging, wenn auch nicht fröhlich, doch auch nicht niedergeschlagen von des Raths Angesicht, aber der einmal von den Inspirirten ausgestreute Same wurzelte nur um so tiefer und trieb geheime Frucht, wozu durch fortgesetzten Briefwechsel mit Arnsburg befruchtender Regen und Sonnenschein geliefert wurde. Ein solches Samenkörnlein war auch herüber von Kaltenborn in ein Haus meines eingepfarrten Dorfes Walldorf geflogen und hatte in dem Herzen eines schwachen Weibes fruchtbaren Boden gefunden, richtete aber darin große Unruhe und in der Familie gewaltigen Unfrieden an.

Sophie Heinze, die Frau eines Obsthändlers, eines jener stillen, gleichsam verschüchterten Gemüther, welche so gern in unklaren Gefühlen und selbstgeschaffenen Ideen leben, für Alles Geheime und Ungewöhnliche so leicht empfänglich, durch vernünftige Vorstellungen und für ein willenskräftiges Handeln schwer zu gewinnen sind, war mir wegen ihrer lebendigen Theilnahme an allem, was das Reich Gottes betrifft, so wie wegen ihres tiefen religiösen Gefühles eine liebe und geschätzte Parochianin, obgleich eine ungemeine Wortkargheit und etwas Verstocktes in ihrem Wesen eine jede Annäherung an sie ungemein erschwerte. Mit der Familie Ackermann weitläuftig verwandt und früher selbst in Kaltenborn wohnhaft, hatte auch sie ihren zum Besuche aus fremden Landen heimgekehrten Vetter, den Sattler Ackermann, besucht und dort die missionirenden Glieder der Inspirirten kennen gelernt, sie war Augen- und Ohrenzeugin der prophetischen Begeisterung des Metz gewesen und die Bestimmtheit und Keckheit, mit welcher dieser seine Drohungen über das gegenwärtige Menschengeschlecht und das zuverlässige Nahen der Strafgerichte Gottes in biblischen Ausdrücken ausgesprochen hatte, war wie ein Funken in das ängstliche, wirklich um seine Seligkeit besorgte Herz dieser Frau gefallen und hatte dasselbe in die äußerste Unruhe versetzt. Sie besuchte darum die Gesellschaft und später, als diese flüchtig geworden war, die Ackermannsche Familie öfter und wurde gar bald ganz und gar in die Netze dieser Leute verstrickt.

Da es nun einer der ersten Kunstgriffe derselben war, bei den sich ihnen Zuneigenden Mißtrauen gegen ihre bisherigen Seelsorger zu erwecken, was sich später bis zu der feierlichen Verpflichtung ausdehnte, sich jedes Umgangs und geistigen Verkehrs mit denselben zu enthalten, so hatte auch diese Frau sich in ihrem Seelen-

kampfe keineswegs an mich gewendet, sondern zog sich sichtbar von mir zurück, vermied ängstlich jedes Zusammentreffen mit mir und blieb zuletzt auch gänzlich vom Besuche des Gotteshauses hinweg, da sie bis dahin eine fleißige Hörerin des dort verkündigten Gotteswortes gewesen war; auch in ihrem Hauswesen wurde sie nachlässig und verdrossen und ging träumerisch und in sich gekehrt, oft Tage lang ohne ein Wort zu reden, umher. Als dies ihrem Ehemanne, den seine Berufsgeschäfte oft und auf längere Zeit vom Hause entfernten, doch endlich auffiel und er sie darüber zur Rede setzte, ward auch sie zur Prophetin und kündigte ihm das göttliche Gericht an, dem er nur dann entgehen werde, wenn er seinen Verkehr mit der Welt einstelle, Alles verkaufe und mit ihr zu den heiligen Leuten im Lande Hessen auswandere.

Dem Manne blieben vor Erstaunen Mund und Augen offen stehen und er kam sofort zu mir, erzählte mir das Vorgefallene, meinte: seine Frau müsse närrisch geworden sein und bat mich, ihn so bald als möglich zu besuchen, mit ihr zu reden und den Kopf zurecht zu setzen. Ich begleitete ihn sogleich und bemerkte wohl bei unserm gemeinschaftlichen Eintreten, daß die Frau erschrak, als sie mich gewahrte. Sie wollte entschlüpfen, doch ihr Mann hielt sie fest und ich redete ihr freundlich zu. Sie hörte stumm und schweigend meine Worte an, seufzte vielfach dabei und als ich sie endlich um Antwort bat, klagte sie über die Schlechtigkeit der Menschen, über das Störende unseres Gottesdienstes, wo man nicht andächtig sein könne wegen des Geräusches, das dabei stattfinde, wegen des Kleiderputzes, dem dort gefröhnt werde, wegen der Zerstreutheit, mit dem die Meisten demselben beiwohnten und meinte, daß, wer vom Geiste Gottes ergriffen sei, des äußern Wesens alles

entbehren könne und sich von der Welt zurückziehen müsse.

Eingedenk meiner früher gegen den Amtsbruder zu Frauendorf ausgesprochenen Ansicht in Bezug auf die Behandlungsweise gegen solche Verirrte, schlug ich auch den dort angegebenen Weg hier ein und suchte vor Allem weniger durch Vernunft-, als durch Herzensgründe auf sie zu wirken und wendete mich mehr an ihr Gemüth als ihren Verstand, um nur erst ihr Vertrauen zu gewinnen. Es schienen auch meine Vorstellungen nicht ohne Eindruck auf sie zu bleiben und es kam mir ein Ereigniß dabei zu statten, das mir einestheils öfterer Veranlassung gab, in ihrem Hause einzusprechen, anderntheils sie nöthigte, ihre Gedanken und Beschäftigungen von den innern Träumereien mehr auf's Aeußere zu lenken. Ihr Mann, bereits früher kränkelnd und offenbar an einer auszehrenden Krankheit leidend, erkrankte ernstlich und ging sichtlich seinem Lebensende entgegen, doch dauerte es noch ein halbes Jahr, ehe er sanft und selig im Herrn entschlief. Bei meinen deshalb regelmäßig einigemal in jeder Woche stattfindenden Besuchen bei dem Kranken suchte ich es immer so einzurichten, daß die Frau nicht durch Hausgeschäfte veranlaßt war, sich entfernen zu müssen, und sie hörte sogar später gern meinen Gesprächen mit ihrem Manne zu, der wirklich, obgleich ein schlichter Mann von gewöhnlichen Geistesgaben, doch voll festen Glaubens an das im Buche des Lebens geoffenbarte Wort Gottes und voll inniger Liebe zu seinem Heilande erfüllt war, und weil er wohl fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe, ernstlich an seinen Tod und die Ewigkeit dachte und um seiner Seele Seligkeit bekümmert war.

Zu meiner großen Freude begann sie auch zuweilen wieder die Kirche zu besuchen und als ich ihrem Manne

das heilige Abendmahl auf seinem Krankenlager gereicht hatte, meldete sie sich bei der nächsten Abendmahlsfeier bei mir zur Beichte, bat sich jedoch vorher noch von mir die feste Zusicherung aus, daß sie es auch wirklich würdig genieße, weil ich einmal in einer Predigt am grünen Donnerstage gesagt hätte: wer das Sacrament unwürdig genieße, dem gereiche es zum Fluche und ein Solcher thäte besser, es nicht zu feiern. Beruhigt durch die nähere Erläuterung dieser Wahrheit, welche ich ihr gab, feierte sie auch das Sacrament mit vieler Andacht und ich vermied in den Unterredungen bei meinen Hausbesuchen jede Anspielung auf ihre persönliche Verirrung, so wie jede Herabsetzung jener bei ihr als heilige Männer in großem Ansehen stehenden Seelenverführer. So schien Alles mit ihr auf dem besten Wege zu sein und der später erfolgte selige Tod ihres Mannes wirkte wohlthätig auf ihr Gemüth, doch leider war dies auch das Ende meiner treuen Seelsorge an diesem armen Weibe, welches nun wieder in den traurigsten geistigen Zwiespalt und innern Kampf gerieth.

Da sie nun Wittwe und unabhängig war, so stellten sich auch jene Ackermanns und ihre gleichgesinnten Freunde alsobald wieder bei ihr ein, aber auch ich besuchte sie noch öfterer und so wußte sie nun nicht mehr, wohin sie sich neigen, wem sie Glauben schenken sollte, jenen oder mir? als plötzlich, wenn auch heimlich, jener Prophet Metz sich wieder in Sachsen einfand, um die in der Diaspora befindlichen Glieder zu besuchen, zu stärken und wo möglich neue zu werben. Dieser hatte der Wittwe Heinze ihren Besuch des öffentlichen Gottesdienstes zur großen Sünde, die von ihr begangene Feier des Abendmahles zum Verbrechen und den Umgang mit mir zum geraden Weg in die Hölle gemacht und vorgestellt und sie dadurch gänzlich wieder in seine Fesseln

zurückgebracht. Um sie für die Zukunft vor jedem etwa möglichen Rückfall zu bewahren, mußte sie ihr Haus verkaufen und sich ganz zu einem Steuerbeamten in einer benachbarten Stadt, der von da an das Haupt der Secte in der dortigen Gegend bildete, wenden. Damit war allerdings zu meinem großen Seelenschmerze alle meine weitere Wirksamkeit zu ihrer noch möglichen Rettung unmöglich gemacht und als nach Verlauf von zwei Jahren jener Beamte seine Stelle niederlegte und mit seiner Familie und mehreren Gleichgesinnten nach Arnsburg auswanderte, begleitete auch sie ihn und verließ ihr Vaterland auf immer.

Auch in Hessen fühlte sich die Gesellschaft nicht mehr behaglich und da der Contract mit der Regierung in Bezug auf das derselben grundeigenthümliche Etablissement in Arnsburg im Jahre 1842 zu Ende ging und von denselben nicht wieder erneuert wurde, beschlossen die Inspirirten in Masse nach Amerika auszuwandern, was sie auch im darauf folgenden Frühjahre bewerkstelligten, wo sich der Auswanderung auch noch alle übrigen in Sachsen zurückgebliebenen Glieder, unter ihnen auch die Ackermann'sche Familie in Kaltenborn, anschlossen.

Nach eingegangenen Nachrichten sollen sich aber später dort bedeutende Zerwürfnisse unter der Gesellschaft herausgestellt und die Glieder derselben sich theils in mehrere von einander abweichende und sich gegenseitig anfeindende kleinere Secten zerspalten, theils an methodistische Colonien angeschlossen haben, ein Schicksal, das, wie die alte und neue Geschichte bezeugt, alle diejenigen, welche die lebendige Quelle verlassen und aus selbst gehauenen löcherichten Brunnen schöpfen, welche sich von Christo, dem alleinigen Führer zum ewigen Leben entfernen und der Menschen Knechte wer-

den, trifft. Ueber das besondere Schicksal aber meiner armen verirrten, ihren Verführern zum Opfer gefallenen, aber gewiß redlich um ihr Seelenheil bekümmerten Wittwe Heinze ist mir nichts Gewisses bekannt worden. Möge der Herr, der ja ein Hirte auch der verirrten Schafe ist, sie wieder zu ihm gebracht und ihr des Herzens Frieden, des Gotteswortes Wahrheit und ihrer Seele Seligkeit gewährt haben!

Ende des ersten Bändchens.

Druck von C. A. H. Schreiber in Eilenburg.

Druck von C. A. H. Schreiber in Eilenburg.

Florus

Wahre Dorfgeschichten aus neuer Zeit aus den Papieren eines Landpfarrer

Bd.: 1

Leipzig 1850